Fiche

Seiler (Seb.)

Kaspar Hauser

der

Thronerbe von Baden.

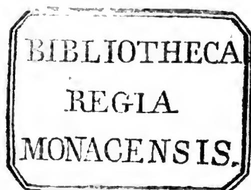
[Sebastian Seiler]

L'édifice social du passé reposait sur trois colonnes : le prêtre, le roi, le bourreau !

Victor Hugo.

Paris.

1840.



Im ersten Augenblick dürfte man dieses Buch für einen historischen Gallimathias, oder das Werk boshafter Satyre halten. Beides wäre ein Irrthum. Die Enthüllung des Kaspar Hauserschen Drama's, um den schwarzen Schleier, der dieses schauderhafte Verbrechen bis jetzt deckte, endlich zu lüften: bildet lediglich den Zweck dieses Buches. Möglich indeß, daß ihm eine umständlichere Chronik eines anderen süddeutschen Hofes in kurzer Zeit folgt.

Paris, den 1. August 1840.

N. E. Mesis.

Inhalt.

Kaspar Hauser.

I

Zur Zeit der französischen Revolution herrschte in Baden Markgraf **Karl Friedrich**, ein braver, wackerer Mann und vielleicht eine von den wenigen Ausnahmen unter dem Heere der nerven- und geistesschwachen germanischen Fürsten neuerer Zeiten. Derselbe besaß aus erster legitimer Ehe drei Söhne, beging aber nichtsdestoweniger noch in schon bedeutend vorgerücktem Alter den unverzeihlichen Fehler, oder, wenn wir den Ausdruck mildern wollen, die Schwäche, ein ganz junges Mädchen, das Hoffräulein Geyer von Geyersberg, morganatisch zu heiraten, d. h. sie sich zur linken Hand antrauen zu lassen. Diese Heirat bildet gewissermaßen den ersten festen Punkt, an den die Cristallisation unserer Geschichte anschießt. Jung, schön, lebhaft, hatte das Hoffräulein Geyer von Geyersberg in gewisser Beziehung sehr viel Aehnlichkeit mit der Tochter des Grafen Ferdinand v. Harrach,

die ungefähr vierzig Jahre später (den 9. November 1824) unter fast ähnlichen Verhältnissen Friedrich Wilhelm dem Dritten, König von Preußen, zur linken Hand angetraut wurde. Ihr Wuchs war sehr vortheilhaft; ihre Züge drückten Sanftmuth und Wohlwollen aus, und, überließ sie sich im vertrauteren Gespräche der ihr oft eigenen fröhlichen Laune, so wurde Alles von ihrer Liebenswürdigkeit hingerissen. Bald merkte jedoch der aufmerksamere Beobachter, daß ihr die inneren Vorzüge eines wahrhaft interessanten Weibes und besonders jene Charakterstärke abgingen, wodurch im Gegensatze zu ihr die erwähnte Gräfin v. Harrach, nachherige Fürstin von Liegnitz, die ihr durch eine ähnliche Heiratsweise drohenden Familien-Unannehmlichkeiten zu überwinden verstand. Sowohl an dem Hofe von Karlsruhe als an dem von Berlin, waren nemlich, wie bekannt, bereits ältere Kinder vorhanden, als die ihnen gegebene Stifmutter den Jahren nach selbst zählte und es bedarf wohl keines Beweises, daß ein gar zu bedeutender Abstand in den Jahren der Ehegatten sowohl in den höchsten, wie bürgerlich einfachen Kreisen schon so manches namenlose Unheil gestiftet. Die kindliche Pietät fühlt sich unwillkürlich verletzt, die heiligsten Familienbande gleichsam zersprengt;

es sollte daher nothwendigerweise jeder Vater, der schon erwachsene, majorenne Kinder besitzt, nicht noch im hohen Alter die Veranlassung zu Familienscandal geben und seiner Descendenz lieber das Opfer einer keineswegs mit mönchischer Karthäuserei zu verwechselnden Enthaltsamkeit bringen. Denn nicht immer gelingt es, die durch dergleichen Mißheiraten heraufbeschworenen Stürme zu bekämpfen, nicht jede Dame besitzt so viel feinen Takt und geistige Beherrschung ihrer selbst, wie z. B. die erwähnte Fürstin von Liegnitz, deren Kinderlosigkeit freilich viel zur Erleichterung ihrer kritischen Stellung beitrug, und just in Bezug auf das Fräulein von Geyersberg trat, wie wir sogleich sehen werden, gerade der entgegengesetzte Fall ein.

Sobald sie nemlich den alten Markgrafen Karl Friedrich geheiratet und sich nur einigermaßen sicher auf dem, wenn auch nur zur linken Hand eroberten Throne festgesetzt hatte, fing sie an, einen bisher weniger hervorgetretenen Hang zum Vergnügen immer mehr zu entwickeln. Lieben und geliebt zu werden, schien ihr ein unentbehrliches Bedürfniß und von einem unersättlichen, ihr angeborenen Triebe zur Wollust belebt, setzte sie alsbald der Befriedigung ihrer Wünsche keine Schranken. Was ist indeß auch natürlicher, als daß ein junges wohlkonstitutionirtes

Mädchen, das sich den Fesseln einer untergeordneten strengen Hofconvenienz plötzlich enthoben sieht, erst dann ihre wahre Entwickelungsperiode antritt und geistig wie physisch gleichsam ein ganz anderes Geschöpf wird? Rechne man hierzu noch die Freuden der Tafel, den Genuß der auffordernd sten Weine, eine ganz veränderte, höhere, ja höchste soziale Stellung und man wird leicht einsehen, daß dieß Alles nothwendig eine Revolution in dem Organismus eines jungen Weibes hervorbringen muß.

Sehr geschickt wußte jedoch Anfangs die Neuvermählte die Vortheile ihrer neuen Stellung zu benutzen, indem sie zuvörderst ein ziemlich unabhängiges Verhältniß in Bezug auf ihre frühere Umgebung behauptete, mit dieser Vernunft-Heirat sich außerordentlich zufrieden stellte, äußerst zurückgezogen lebte und überhaupt vor den Augen des Hofs sich so zu verstellen wußte, daß man diese Zurückgezogenheit für ein sehr lobenswerthes Streben nach Unabhängigkeit zur Vermeidung möglicher Familienzwistigkeiten betrachtete, und das junge Weib für ein wahres Muster von ehelicher Treue bei Hofe hielt.

Allein den eigentlichen, wahrhaften Grund zu dieser fingirten Isolirtheit errieth Niemand, selbst nicht einmal ihr Gatte, der alte Markgraf. Diesen Grund

wollen wir indessen jetzt ein wenig näher in's Auge fassen:

Wie oben erwähnt, besaß der alte Markgraf Karl Friedrich aus erster legitimer Ehe drei Söhne:

1) Karl ~~Friedrich~~, geb. den 14. Februar 1751.
2) Friedrich, geb. den 19. August 1756.
3) Ludwig Wilhelm August, geb. den 9. Febr. 1763.

Schon bei Gelegenheit der ersten Vorstellung des Fräuleins Geyer von Geyersberg bei Hofe näherte sich ihr der jüngste Sohn, Ludwig, und wie wir aus sehr zuverlässiger Quelle in Erfahrung gebracht, soll sich derselbe schon damals ziemlich zweideutiger Beweise ihrer ungetheilten Aufmerksamkeit erfreut haben. Doch Ludwig war schlau, ließ sich überhaupt von einer Dame so leicht nicht platonisiren und als er zuletzt gar in seinem eigenen Vater einen Nebenbuhler entdeckte und die Bemerkung machte, daß dieser sogar damit umgehe, das Mädchen zu heiraten, so zog er sich langsam zurück und wußte seine Geliebte noch obendrein sehr geschickt zur Annahme des ihr vom Vater gemachten Ehevorschlags zu bewegen. Bald überzeugte sich auch diese von der politischen Unmöglichkeit einer ehelichen Verbindung mit Ludwig; erwog die unermeßlichen Vortheile ihrer

künftigen Stellung gegen ihre bisherige Abhängigkeit; die gänzliche Beherrschung des alten Markgrafen schien ihr ebenfalls im Voraus gewiß, und mit sicheren Schritten trat sie daher vor den Traualtar an der Seite des graubärtigen Nestor.

Allein die Macht der Erinnerung an ihr früheres Verhältniß zu Ludwig drang bald in die Seele der jungen Gattin; eine unwiderstehliche Sehnsucht zog sie aus den Armen des schon nach dem Grabe riechenden, sechzigjährigen Markgrafen in diejenigen ihres geliebten Ludwig und jemehr sie gegen die immer gesteigertere Leidenschaft ankämpfte, desto rascher erwachte das kaum verglommene Fünkchen zur Flamme.

Alle diese Vorgänge in dem Herzen seiner vormaligen Geliebten bemerkte der schlaue Ludwig. Mit der berechnetesten Aufmerksamkeit wußte er sich alsbald wieder seinen früheren Einfluß auf sie zu verschaffen, erlangte auch wirklich wieder geheimen Zutritt bei ihr, und wiewohl die junge Ehefrau anfänglich vor einer Erneuerung dieses Verhältnisses zu ihrem nunmehrigen „Stiffohne" ein wenig zurückbebte, wußte doch Ludwig mit hofmännischer Gewandheit alle in ihr aufsteigenden Vorwürfe zu beschwichtigen; lachte laut über dergleichen Auswüchse

einer übertriebenen Moral, predigte ihr heimlich und mit aristotelischer Beredsamkeit die allergrassesten Grundsätze des St. Simonismus, tadelte nebenbei sogar öffentlich die albernen Bedenklichkeiten, durch welche die junge Gemahlin seines Vaters eine solche Zurückgezogenheit rechtfertige und brachte es durch tausenderlei Künste so weit, daß die mitlerweile zur Reichsgräfin von Hochberg erhobene junge Stifmutter wirklich in ein tête-à-tête willigte, in Folge dessen sie schwanger und zur allgemeinen Freude, oder, richtiger gesagt, zum nicht geringen Erstaunen des Hofes, am 29. August 1790 von einem Knaben glücklich entbunden wurde. Dieser Knabe, der in der Taufe die Namen Leopold Karl Friedrich erhielt und dem noch mehrere Geschwister späterhin folgten, die ebenfalls heute noch leben und unter de Titel von Markgrafen gegenwärtig zu Karlsruhe rc. rc. residiren: ist durch eine sonderbare Verkettung von Umständen der jetzt regierende Großherzog von Baden.

II

Inhalts der großherzoglich badenschen Staatsgrundgesetze wird, wie Jedermann weiß, gleich den meisten europäischen Staaten, die weibliche Linie (resp. in ihrer männlichen ehelichen Nachkommenschaft) erst dann successionsfähig, wenn von der männlichen direkten Linie kein Sprosse mehr übrig. Wie ging es nun zu, daß alle männliche Descendenz der erwähnten drei Söhne des Markgrafen Karl Friedrich aus erster legitimer Ehe in einer auffallend kurzen Zeit gänzlich ausstarb, und diese Nebenlinie aus zweiter morganatischer Ehe zur Krone gelangte?

An die Beantwortung dieser Frage knüpft sich die fernere Entwickelung dieses Buches:

Der eigentliche Thronerbe des alten Markgrafen Karl Friedrich, d. h. sein ältester legitimer Sohn, Karl Ludwig, geboren den 14. Februar 1751, starb noch zu Lebzeiten seines Vaters eines gewaltsamen

Todes, nemlich auf einer Reise im Norden, die er mit seiner Familie im Jahre 1801 nach Stockholm unternahm. Der Wagen stürzte ungefähr dreiviertel Meilen von Arboga (fünfzehn Stunden von Stockholm) plötzlich um, und von den darin sitzenden vier Mannspersonen brach merkwürdigerweise nur Se. Durchlaucht, der Erbprinz, den Hals. Man hat früher verschiedenerseits behauptet, daß dieses Ereigniß absichtlich herbeigeführt worden, allein wir wollen der Ansicht des „Hamburger-Correspondenten" ohne Weiteres beitreten, wenn er von dieser unglücklichen Begebenheit unter Anderem meldet: „die Beschaffenheit des Umsturzes habe deutlich gezeigt, daß mehr der Zufall als Unvorsichtigkeit der Menschen daran Ursache gewesen sei." Wie dem aber auch wirklich war, soviel steht fest, daß seit dieser Begebenheit, Ludwig sich immer enger an die Reichsgräfin von Hochberg, geb. von Geyersberg, schloß und sich im Schooße der markgräflichen Familie eine infernalische Allianz bildete, die keinen anderen Plan zur Grundlage hatte, als den einzigen hinterlassenen Sohn des Verunglückten sowie dessen eventuelle männliche Nachkommenschaft zu vernichten und in Rücksicht auf die höchstwahrscheinliche Kinderlosigkeit des Markgrafen Friedrich (zweitem Sohne des alten

Markgrafen Karl Friedrich) zuvörderst Ludwigen und demnächst den Kindern aus zweiter Ehe, d. h. seinen eigenen, die Thronfolge zu verschaffen.

Man versetze sich genau in jene Zeit. Ganz Europa hatte sich kaum einigermaßen unter dem Schatten eines Generalfriedens von den Anstrengungen der seit 1793 unaufhörlichen Kriege erholt; Alles war noch in der gespanntesten Erwartung der Dinge, die da kommen würden, und der alte Markgraf (mittlerweile, 1803, zum Kurfürsten ernannt) schien schon durch die geographische Lage seiner Länder an das politische Interesse des neu erwählten Imperators gefesselt. Alle damals in Frankreich vorhandenen militärischen Streitkräfte rüsteten sich demnächst wiederholt an den Küsten des Weltmeers; ein ungeheures Heer concentrirte sich in dem Lager von Boulogne und nur wie durch ein Wunder entging das moderne Karthago — wie man England damals mit Recht nannte — seinem Ruine. Man kennt die darauf folgenden Ereignisse des östreichischen Feldzuges, die Siege von Austerlitz, die Resultate des Presburger Friedens und die Verheiratung des Prinzen Eugen mit der Prinzessin Auguste von Baiern zu München. In dieser bewegten Epoche war es, wo auch gleichzeitig die erste Idee einer Verbindung des von dem bei

Arboga verunglückten Erbprinzen Karl Friedrich zurückgelassenen Sohnes, Namens Karl Ludwig Friedrich, geboren den 8. Juni 1786, mit einer Prinzessin aus der neu entstandenen Napoleonischen Dynastie gefaßt wurde. In Rücksicht auf die projektirte Errichtung eines Rheinbundes, dem der alte Kurfürst als Großherzog beitreten sollte, schien dieß Napoleon um so erwünschter; der Plan ging daher rasch in Erfüllung und bereits am 8. April 1806 vermählte sich der Thronerbe und resp. Enkel des regierenden alten Kurfürsten mit der Prinzessin Stephanie Louise Adrianne Napoleone de Bauharnais, Adoptiftochter des Kaisers.

Diese Prinzessin Stephanie, die heute noch lebt, gegenwärtig in Mannheim residirt, und ungeachtet ihres vorgerückten Alters immer noch als eine Frau voll Reiz, Geist und Herzensgüte gilt, vereinigte damals, vom Zauber der Jugend umgeben, gleich ihrer Mutter, der Kaiserin Josephine, alle Eigenschaften, die sie einer Souveränin würdig machten. Eine edle, stolze und graziöse Haltung, die hohe offene Stirn, eine etwas gebogene Nase, die herrlichen lebhaften Augen, gewannen ihr leicht die Bewunderung Derer, welche in ihre Nähe kamen, und nichts glich der Erhabenheit, welche sich in ihren

Zügen aussprach, als sie am 7. April 1806, um 8 Uhr Abends, bei ihrer feierlichen Verlobung in der Gallerie der Diana im Palaste der Tuilerien an der Seite des Kurprinzen einherschritt. Es lag darin eine Majestät, welche die Huldigung zu fordern schien, die einer Souveränin gebührt. Das Kurfürstenthum Baden konnte sich zu einer solchen Erwerbung nur Glück wünschen.

Allein eben diese Heirat schien der Reichsgräfin Hochberg und namentlich ihrem Verbündeten, Ludwig, gleich anfänglich ein gewaltiger Dorn im Auge; sie machte ihnen gewissermaßen einen Strich durch die Rechnung und mußte daher ihrem Plane gemäß geistig zersetzt werden, noch ehe sie faktisch geschlossen. Aber auf welche Weise?.... Durch welche Mittel? Und hier tritt uns das innere Gewebe des infernalischen Vorhabens zum ersten Male als systematisch berechnet vor's Auge. Karl war gut, aber schwach, eine Gesellschaft von Wüstlingen, die wir späterhin kennen lernen werden, bemächtigte sich seiner, allerlei Verläumdungen wurden ihm beigebracht und Karl, der über allen Ausdruck oberflächliche Karl, würdigte lange Zeit seine junge reizende Gemahlin keines Blickes und Wortes. Er sollte methodisch ruinirt, und ungeachtet der Anmuth und Liebenswürdigkeit seiner

Gattin; ungeachtet des gefürchteten Ruhmes ihres kaiserlichen Adoptivvaters diese Heirat zu einer der unglücklichsten von der Welt, gemacht werden. Arme Stephanie! Kurzsichtiger Ehegatte! Bemerktet Ihr bei Euerer Verehelichung denn gar nichts von der diabolischen Allianz, die sich, wiewohl hinter Euerem Rücken, aber doch in unmittelbarer Nähe gegen Euch entspann? Flößte Euch die lichtscheue Convenienz der arglistigen Stifgroßmutter denn gar kein Mißtrauen ein? Sahet Ihr denn nicht, wie sich das intime Verhältniß zwischen ihr und Ludwig von Tag zu Tag immer mehr steigerte, die Hofwelt laut ihre Glossen darüber machte, und sich bereits viele Leute des Publikums in's Ohr raunten, daß der Vater der Hochberg'schen Kinder Niemand anders als Ludwig, ihr eigener Halbbruder, sei? Fandet Ihr es denn so ganz an der Tagesordnung, daß sich die lebenslustige Gattin des schon nach dem Grabe riechenden, sechzigjährigen Markgrafen in den Umarmungen ihres thatkräftigeren Stiffohns entschädige? Wohl Euch, wenn in diesen blutschänderischen Rendezvous von nichts Anderem als sinnlichem Genuß die Rede gewesen wäre!.... Aber hier war es, wo der Plan zur Vernichtung Eueres ehelichen Glücks geschmiedet wurde; von hier aus sandte die raffinirteste

Schlauheit ihre Pfeile; hier suchet das Motiv, weßhalb Karl lange Zeit seine junge reizende Gemahlin keines Blickes und Wortes würdigte und die unglückliche Kaiserstochter die ersten Jahre ihrer Verheiratung in ihren Gemächern einsam vertrauerte!

So vergingen fast volle fünf Jahre; der alte Großherzog, welcher Baden schon im Jahre 1771 geerbt hatte, wohl also mit Recht der „Nestor" unter den Fürsten genannt wurde, rückte augenscheinlich seinem Ende immer näher, und sei es, daß gesunder Sinn, oder vielleicht auch die natürliche Gutmüthigkeit Karls endlich über die gehässigen Einflüsterungen von Außen siegten, die Gatten näherten sich einander und die Erstlingsfrucht ihrer Ehe — zum Glück eine Prinzessin! — die Prinzessin Louise Amalie Stephanie, jetzige Gemahlin des Prinzen Gustav Wasa, erblickte den 5. Juni 1811 das Leben.

Diese ersteren Machiavellismen dergestalt eingeleitet, schien der Himmel selbst mit dem Plane unserer Verbündeten (unter denen wir ein für alle Mal, die Reichsgräfin von Hochberg und Ludwig, verstehen) im Bunde: als plötzlich die Symptome einer neuen Schwangerschaft der Gattin des zur Regierung gelangten Großherzogs Karl die Besorgnisse der beiden Verschworenen erweckten. Karl selbst war abwesend und

eilte auf die Nachricht, daß die Schwangerschaft seiner Gemahlin bereits so weit vorgerückt sei, um die Niederkunft jeden Augenblick zu gewärtigen, schneller als er es wollte, von einer Reise über Konstanz nach Karlsruhe zurück. Drei Tage später, am 29. September 1812, Morgens gegen 10 Uhr, wurde die Großherzogin Stephanie wirklich von einem gesunden Knaben glücklich entbunden und somit die Thronfolge in gerader Linie gesichert. — Die Freude war unbeschreiblich, lautes Jubelgeschrei begrüßte den Neugebornen schon an der Wiege, und eine Salve von zweihundert Kanonenschüssen verkündigte der Residenz und dem Lande die glückliche Entbindung Ihrer königlichen Hoheit von einem Erbgroßherzog. In Gegenwart des ganzen Hofes wurde sogleich ein feierliches Te Deum gesungen.

Was hierbei in der Seele der beiden Verschwornen vorging, läßt sich schwerlich genau angeben. Verstohlen begab sich aber Ludwig noch an demselben Tage zur Reichsgräfin, um in einer langen, sehr geheim gehaltenen Unterredung mit derselben über die geeignetsten Mittel zur Beseitigung dieses Knaben zu berathschlagen.

III.

Dürfte man den geheimnißvollen Schleier, der die seit Begründung der verschiedenen Staatensysteme bis auf die neueste Zeit in den Palästen der Regenten von Ost, Süd, West oder Nord vorgefallenen Schandthaten umhüllt, nur einigermaßen lüften, so würde ein so scheußliches Sittengemälde zum Vorschein kommen, daß selbst die berüchtigsten Criminalfälle unserer bürgerlichen Justizbehörden nur als eine sehr schwache Kopie dieses Generaltableau's kontinentaler Kabinetspolitik dastehen würden. Das Genie eines Byron wäre zur Charakteristik einer solchen wahrhaft infernalischen Gallerie kaum hinreichend, und selbst der weniger nervenschwache Leser würde sich mit Abscheu von einer ähnlichen satanischen Zusammenstellung wegwenden. Befassen wir uns also nicht mit einer spezielleren Darstellung der kolossalen Grausamkeiten und Ausschweifungen der Regenten alten oder neuen,

christlichen, oder nicht-christlichen Ursprungs; noch viel weniger lassen wir uns darauf ein, die mit Meuchelmord, Blut und Verwesung besudelten Blätter der Geschichte fast aller Jahrhunderte und Nationen zu entfalten: ertheilen wir hier nur die Versicherung, daß leider! auch noch bis in die neueste Zeit die Kabinetsgeschichte der verschiedenen europäischen Staaten die tragischsten Beweise für die Richtigkeit unserer Behauptung liefert. Indem wir sonach die alle menschlichen Begriffe übersteigenden Barbareien in der Czarenfamilie des russischen Kabinets seit Peter ignoriren; uns um den Zusammenhang der bekannten Raketengeschichte zwischen Franz II. von Oestreich und seinem Bruder, dem Palatin von Ungarn; die famöse Rosenölvergiftungs-Soirée des verstorbenen Königs von Baiern; sowie um den sonderbaren Treppensturz des vorletzten Herzogs von Nassau, wenig kümmern; auch unsere inquisitorische Hand an die wohl verschlossenen Königssärge der Abtey von Westmünster; des Eskurial, und der Familiengrüfte einer Menge italienischer Fürsten keineswegs legen wollen: beschränken wir uns einfach auf die historische Darstellung des in gewisser Beziehung alle früheren Verbrechen überragenden Schicksals des Erbgroßherzogs von Baden, bei dessen Geburt,

den 29. September 1812, Morgens gegen zehn Uhr, wir im vorigen Kapitel abbrachen.

Alles vorhergesehen, Alles im Voraus besprochen, und wie sich von selbst versteht, alle Vorbereitungen auf das Speziellste getroffen, begab sich die Reichsgräfin Hochberg nach jener letzten Unterredung mit Ludwig, in der Nacht vom fünfzehnten zum sechzehnten Oktober 1812 nach den erbgroßherzoglichen Gemächern im Schlosse zu Karlsruhe. Eine Gesellschafterin, die sie gewöhlich noch spät am Abend bei sich zu sehen pflegte, war für diese Nacht abbestellt und gegen eilf Uhr des Abends machte die Gräfin allein und ohne Zuziehung irgend einer Kammerfrau, selbst ihre Toilette. Sie zog sich von Kopf bis zu Fuß weiß an; ein weiter Schleier überlief Hüften und Schulter, und das Gesicht in halb egyptischer Weise verhüllt, lag etwas so Geisterhaftes oder Gespensterähnliches in ihrem Anzuge, daß wir späterhin sehen werden, aus welch' wohl überlegten Gründen diese moderne Elisabeth eines andern Don Karlos eben nur diese Kleidung zur Ausführung ihres Planes wählte. Ohne allen Aufenthalt gelangte sie unbemerkt durch die ihr wohlbekannten Gänge des geräumigen Schlosses bis vor eine geheime Tapetenthüre, die in dasjenige Zimmer führte,

in welchem die Wiege des kaum drei Wochen alten Erbgroßherzogs stand. Durch den leisen Druck einer verborgenen Feder öffnete sich, wie auf einen Wink, geräuschlos diese Thüre und in unhörbaren Tritten näherte sich die Gräfin aus dem Hintergrunde des Zimmers, der Wiege des Kindes. Nur eine gewöhnliche Nachtlampe verbreitete ihren magischen Schein durch das ohnedieß dunkel austapezirte Gemach, in welchem, noch von einer Art Lichtschirm geborgen, die wachthabende Kammerfrau neben der Amme des Kindes, in einem Lehnstuhle à la Voltaire sorgenlos schlummerte. Einige Personen, die sonst wohl unterrichtet zu sein pflegen, wollten späterhin wissen, daß diese Kammerdame in das Geheimniß mit hineingezogen und der erbgroßherzoglichen Amme von ihr ein Schlaftränkchen beigebracht worden sei; allein diese Behauptung ist falsch; denn die in jener Nacht schlafende (!) Wächterin war eine erklärte Feindin der Reichsgräfin.

Bleich vor Entsetzen und am ganzen Leib zitternd — denn auch die abgefeimteste Sünderin hat Furcht im entscheidenden Augenblick — näherte sich die letztere, nemlich die Reichsgräfin, der Wiege; nahm den schlummernden Prinzen behutsam daraus, indem sie gleichzeitig an die noch warme Stelle desselben

ein anderes ungefähr neunzehn Tage altes, aber schon mit dem Tode ringendes Kind — das uneheliche Kind eines Bauernfrauenzimmers aus der Nähe von Karlsruhe — sorgfältig legte. Kein Schrei der Angst oder des Wehklagens entfuhr den Lippen des Säuglings, und langsam, ganz in derselben Art und und Weise, wie sie gekommen, zog sich hierauf die Gräfin mit dem Kinde wieder zurück, indem sie die geheime Tapetenthüre fest hinter sich zuriegelte.

Während dieser ganzen Szene, die übrigens viel weniger Zeit brauchte, und unstreitig mit viel geringeren Schwierigkeiten verknüpft war, als es dem Leser im ersten Augenblicke scheinen dürfte, blieben die betreffenden beiden Wärterinnen, wie von einem hekate'schen Zaubersafte berauscht, in ihrem lethargischen Schlummer. — Auch nicht ein einziger von den wachhabenden Gardisten bemerkte nur das Geringste von dem, was vorging, und diejenige heute noch lebende Person, die der Gräfin in jener Nacht auf einem der Kreuzgänge in den langen Corridors nach zwölf Uhr begegnete, verkroch sich scheu vor dieser Erscheinung in den verborgensten Winkel. Ohne also auch nur auf das geringste Hinderniß, auf den geringsten Widerstand während dieser nächtlichen Raubpromenade zu stoßen, verließ die Gräfin diese Gegend

des Schlosses und begab sich nach dessen südöstlichem Flügel, wo einer ihrer Helfershelfer bereits auf sie wartete.

Ueber den zu fassenden Entschluß — obwohl längst schon im Stillen überlegt und für seine Ausführung im Voraus gesorgt — schien sie noch einen Augenblick schwankend; hielt den Säugling einige Sekunden lang schweigend in den Händen, und es läßt sich wohl schwerlich beschreiben, was in diesem Augenblicke in der Seele der ausgefeimten Sünderin vorging. Soviel ihr gegen eine ihrer Vertrauten in späteren Aeußerungen entschlüpfte, sollen ihre Blicke in diesem Momente die höchste innere Bewegung verrathen, ihre Hände krampfhaft gezittert und ihre Physiognomie einen entsetzlichen Anblick gewährt haben. Doch alsbald die eigene Sicherheit, sowie das Interesse ihrer eigenen Kinder gegen jedes andere Gefühl abwägend — erhielt der in das Geheimniß gezogene Kammerdiener Ludwigs, welcher heute noch lebt, das Kind unversehrt aus den Händen der Reichsgräfin.

Ob nicht sein Tod in diesem Augenblick süßer gewesen wäre, als sein späteres sechzehnjähriges freudenleeres Dasein?.... Kann es ein traurigeres Loos auf der Welt geben, als: kaum dem mütterlichen

Busen entrissen, mit kanibalischer Härte in die Nacht eines Kerkers hinausgestoßen und lebendig begraben zu werden?.... Aber so sind die Menschen! Sie schweben zwischen Tugend und Laster, zwischen Himmel und Hölle. Ein Mord, der schnelle gewaltsame Uebergang vom Leben zum Tode dünkt ihnen eine Todsünde; aber ein unschuldiges, hilfloses Kind langsam im Kerker vermodern — absterben zu lassen, ist eine beinahe Gott wohlgefällige That, die an dem Tage des jüngsten Gerichts vergeben werden kann. Infame Convenienz!..... Doch hören wir weiter:

Erst mit dem heranbrechenden Morgen und auf das wiederholte Rufen der zuerst durch das schmerzvolle Wimmern des untergeschobenen Wiegenkindes erweckten Amme, beugte sich die Kammerfrau über die Wiege. Erstaunt über die auffallend bleiche, fast zitrongelbe Gesichtsfarbe des Kindes, schrie sie bei diesem überraschenden Anblick nach einem der in den anstoßenden Zimmern verweilenden (?) Leibärzte, und als diese Kammerdame, hierdurch erst gänzlich zum Bewußtsein gebracht, das Kind sogar mit dem Tode ringen sah, stürzte sie in ihrer ersten Verzweiflung athemlos in das Zimmer der Großherzogin.

Vergebens suchte sie hier in einigen Worten der aufgeschreckten Umgebung der letzteren begreiflich

zu machen, daß Sr. Königlichen Hoheit dem Erbgroßherzoge in der Nacht etwas zugestoßen sein müsse, und sein Leben in augenscheinlicher Gefahr schwebe. Der herbeieilende Leibarzt — derselbe Doktor, der am Schlusse aller seiner früheren Bülletins, während der Krankheit der Großherzogin, fortwährend auf Pflicht und Gewissen dem Publikum versichert hatte: „daß der Erbgroßherzog fortdauernd der besten Gesundheit genieße," erklärte, überrascht, den Zustand des Prinzen in der That für äußerst bedenklich, und kaum zwölf Stunden später las man in einem Supplement der Karlsruher Zeitung vom 16. Oktober: „Diesen Abend nach acht Uhr wurde unsere Stadt durch die Nachricht, daß der neugeborene Erbgroßherzog verschieden sey, in allgemeine Bestürzung und Trauer versetzt." Freilich fügte man hinzu, daß er sich schon seit der verflossenen Nacht in bedenklichen Gesundheitsumständen befunden; allein so sehr man auch in die Amme und resp. Wärterin des Erbgroßherzogs drang, erfuhr man dennoch von Beiden nichts weiter als vage, nichtssagende Redensarten, die natürlicherweise in keinem Zusammenhang mit den Vorgängen standen, die wir bereits kennen, und mithin auch nicht das entfernteste Licht auf den verübten Betrug werfen konnten.

Der Leichnam wurde zwar, jedoch nur sehr oberflächlich, besichtigt; daher sich auch, wie dies bei neugeborenen Kindern überhaupt leicht zu übersehen, keine Spur einer widernatürlichen Todesart ergab; vielleicht daß nur ein Kuß auf die Lippen des Verstorbenen den Anatomen eines Anderen belehrt haben würde. Der Todtenschein wurde in üblicher Form ausgestellt und nur das residenzstädtische Publikum, unter dem sich die Todesnachricht mit Blitzesschnelle verbreitete, machte hie und da einige sonderbare Bemerkungen, indem man es mit Recht auffallend fand, daß der junge Erbgroßherzog so plötzlich gestorben, während man doch in den über das Befinden der Frau Großherzogin erschienenen ärztlichen Bülletins wenige Tage vorher noch von seiner „fortdauernd besten Gesundheit" gelesen habe. Selbst einige, im Aktenstaube ergraute Geheime Staatsräthe schüttelten beim Eingange dieser Nachricht nachdenklich den Kopf; doch wagte keiner von ihnen auch nur das geringste Commentar hierüber zu machen und Niemanden aus der nächsten Umgebung des großherzoglichen Hofstaates fiel es auch nur im Entferntesten ein, den erheuchelten Schmerz Ludwigs zu durchschauen, oder die Krokodilsthränen der verwittweten Reichsgräfin zu errathen. Umsonst bat die trostlose Mutter, Groß-

herzogin Stephanie, ihr zu gestatten, den dahinge= schiedenen theuren Sohn noch einmal sehen zu dürfen. Umsonst! Die Aerzte verweigerten ihr dieß indessen mit Recht standhaft, und übrigens würde auch wohl das thränenvolle Auge einer verzweifelten Mutter schwerlich den ihr mitgespielten schauderhaften Betrug entdeckt, daher eine solche Okular=Inspektion kein an= deres Resultat gewährt haben, als eine ungeheure Aufregung des Gemüths, die ihr in Rücksicht auf eine, von der kürzlich überstandenen Entbindung noch zurückgebliebene Nervenschwäche nur sehr gefährlich hätte werden können. Die Möglichkeit einer sofor= tigen Entdeckung des Betrugs ging also vorüber; der Hof legte hierauf pflichtschuldigermaßen wegen des Ablebens des Erbgroßherzogs auf drei Wochen Trauer an, und nicht ahnend, daß der eigentliche Thronerbe noch lebe, wurde der angeblich eines natürlichen Todes gestorbene Pseydo=Kronprinz in der großherzoglichen Familiengruft beigesetzt.

IV

Die Wünsche des über diesen Verlust tiefbetrübten Großherzogs schienen jedoch trotz dieses traurigen Ereignisses in Erfüllung gehen zu sollen; seine Gemahlin erklärte sich wenige Monate darauf wiederholt guter Hoffnung, und als diese Nachricht der Hofwelt bekannt wurde, beeilte sich Alles, der großherzoglichen Souveränin zu ihrer neuen Schwangerschaft Glück zu wünschen. Selbst die schlaue Reichsgräfin hatte ursprünglich die Absicht, zu ihr zu gehen und in einem dießfälligen Gespräche mit einer ihrer Vertrauten vom Hofe, soll sie mit sardonischem Lächeln geäußert haben: „daß sie selbst sehnlichst wünsche, die Großherzogin mit einem Thronerben gesegnet zu sehen.“ Soweit trieb diese Schlange ihre Verstellung!

Den 21. Oktober 1813 kam die Großherzogin auch wirklich nieder, gebar aber keinen Sohn, sondern eine Tochter, welche Josephine Friederike

Louise getauft und mit dem Erbprinzen Karl von Hohenzollern-Sigmaringen kürzlich vermählt wurde.

Die Aussichten gestalteten sich demnach für unsere Verschworenen immer günstiger; die Zeiten wurden durch Napoleons Sturz immer lebhafter, und der Wiener-Kongreß rief den Großherzog Karl 1815 in die Hauptstadt von Oestreich. Bei dieser Gelegenheit versuchten die Verbündeten (unter denen wir, wie schon erwähnt, ein für alle Mal die Reichsgräfin und Ludwig verstanden wissen wollen) einen Hauptstreich: Karl sollte vergiftet werden! Es ist uns indessen noch nicht ganz klar, an welchem Hinderniß die Ausführung dieses meuchelmörderischen Planes scheiterte, da sich bekanntlich der gewonnene Kammerdiener Karls, von den fürchterlichsten Gewissensbissen gequält, in Wien selber das Leben nahm, und der einzigen vertrauten Person, die damals noch um die Person Karls in Wien als Feldjäger diente, bis auf den heutigen Tag über dieses Geheimniß noch kein Wörtchen entschlüpfte. Diese Person ist — der in Mahlberg wohnende, jetzt wahrscheinlich seine Memoiren schreibende, bad. Major a. D. v. Hennenhofer, auf dessen speziellere Charakteristik und eventuelle Theilnahme an der Vergiftung wir später zurückkommen. In Folge dieses Selbstmordes

sowie der strengen Diskretion Hennenhofers, ließ sich bisher vor dem größeren Publikum nie genau angeben, ob Karl wirklich vergiftet worden sei und das Gift keine andere Wirkung als ein starkes Erbrechen zur Folge hatte, oder ob der Gedungene sich noch vor Ausführung der That tödtete? Soviel leuchtete jedoch schon damals Jedermann ein: daß Karls Gesundheit in Wien einen bedeutenden Stoß litt, und er in Rücksicht auf seine früheren Ausschweifungen, zu denen er systematisch verlockt worden, einen so siechen Körper nach Karlsruhe zurückbrachte, daß die Bäder vom Griesbach mit den benachbarten Sauerbrunnen durchaus nicht mehr recht anschlagen wollten.

Nichts destoweniger fühlte sich bald darauf die Großherzogin abermals schwanger; in allen Kirchen des Großherzogthums nahmen mit dem 24. Dezember 1815 die öffentlichen Gebete wegen der gesegneten Leibesumstände Ihrer Königlichen Hoheit wieder ihren Anfang, und in der Nacht vom ersten zum zweiten Mai des darauf folgenden Jahres (1816) wurde dieselbe zu Karlsruhe wirklich zum zweiten Male von einem gesunden Prinzen glücklich entbunden, welches Ereigniß auch sogleich eine Salve von hundert und einem Kanonenschuß am folgenden

Morgen um vier Uhr der Residenz bekannt machte. Dieser, nach der Angabe des Leibarztes Dr. Kramer „sehr gesunde Knabe“ steigerte wiederum die Besorgnisse unserer Verschworenen auf's Höchste; die größten Vorsichtsmaßregeln vereitelten jedoch unwillkürlich oder auch rein zufällig, ihre Pläne; jede Annäherung, namentlich abseiten der Geyersberg, schien förmlich unmöglich, bis es endlich in den ersten Tagen des Mai 1817, trotz aller Vorsicht, gelang, ein weißes Pülverchen in den Brei zu praktiziren. Der junge Erbgroßherzog bekam ein ungemein heftiges Fieber mit Zucken, und schon in der Mittagsstunde des nächstfolgenden Tages (achten Mai 1817) gab er, vergiftet, seinen Geist auf. Freilich hieß es in dem dießfälligen Nekrologe: „daß er an den Folgen eines sehr beschwerlichen Zahnausbruchs gestorben,“ doch wäre dieß einer von Denen, welche am 11. ejsd., Abends, den Leichnam in der Stille nach der großherzoglichen Familiengruft zu Pforzheim abführten, heute noch am gründlichsten zu widerlegen im Stande.

Soviel offenbares Familienunglück sollte noch durch ein anderes, höchst frappantes Ereigniß vermehrt werden. Um diese Zeit erkrankte nemlich plötzlich auch der Markgraf Friedrich, geb. 1756; zweiter Sohn des alten Markgraf Karl Friedrich und Bruder

Ludwigs. Die sonderbarsten Gerüchte verbreiteten sich auch in Bezug auf dieses plötzliche Ereigniß, und selbst der Großherzog Karl erschrack nicht wenig auf seinem Zimmer, als ihm kaum acht und vierzig Stunden nach dem sogenannten „heftigen Nervenschlage" die Nachricht von dem unmittelbar darauf erfolgten Tode seines kinderlosen Onkels überbracht wurde. Die ganze Krankheit dauerte, nach Analogie des ärzlichen Berichtes, nicht volle zwei Tage.

In dieser wahrhaft verhängnißvollen Periode schienen dem großherzoglichen Ehepaare denn doch endlich die Augen aufgehen zu wollen; die nächsten Umgebungen der Großherzogin wunderten sich laut über dieses unerklärbare Zusammentreffen von Umständen, und schon fieng man an, die sonderbarsten Betrachtungen daran zu knüpfen; doch wagte man immer noch nicht, sich offener darüber auszusprechen, in wieweit menschliche Hände diese Zufälle gelenkt oder herbeigeführt haben könnten. Karl selbst wurde immer einsylbiger, trauriger, melancholischer; er fühlte leider schon längst den Todeswurm nagend an seinem Herzen, und allmälig fing er an, dem Gedanken Raum zu geben, daß Ludwig, der mysteriöse Ludwig, seinen Untergang schon seit Jahren bereitet haben könne. Dergleichen schwarze Ideen erhielten

eine um so größere Festigkeit, als ihm um diese Zeit endlich einige direkte Mittheilungen in Bezug auf die Verschworenen gemacht wurden; er sprach sich jedoch nie unumwunden hierüber aus; wichtig mußten diese ihm gemachten Entdeckungen jedenfalls seyn, denn plötzlich, wie aus den Wolken gefallen — verbannte ein Kabinetsbefehl Ludwigen und Consorten auf seine Güter !!!

Genaueres über den Grund dieser Maßregel drang nie in das Publikum; nur Karl und dessen viel scharfsichtigere Gemahlin erkannten erst jetzt vielleicht zum ersten Male ganz klar, um welche politischen Verbrechen es sich gehandelt, von wem die Coalition ausgegangen und gegen wen alle diese Höllenkünste gerichtet waren. — Zwar sollte nach dieser Entdeckung noch eine hoffnungsvolle Blüte im Schooße der großherzoglichen Familie entsprossen; die durch den (8. Mai) erfolgten Tod des jungen Erbgroßherzogs vereitelten Aussichten auf einen Thronfolger erneuerten sich nemlich wieder, indem die Großherzogin sich abermals einer Entbindung nahe fühlte. Allein die niedergedrückten Hoffnungen des bekümmerten Großherzogs sollten nur halb in Erfüllung gehen: ein Mädchen — die Prinzessin Marie Amalie Elisabeth Karoline, geboren am 11. Oktober 1817 — war die

letzte Frucht dieser jedenfalls höchst merkwürdigen Ehe. Ob Karl den schwarzen Schleier, durch die ihm gemachten Entdeckungen bereits theilweise gehoben, absichtlich nicht völlig lüften, und durch Einleitung einer hofgerichtlichen Untersuchung der vorgefallenen Gräuel und Verbrechen, die Veranlassung zu einer monströsen Chronique scandaleuse, im Interesse seiner eigenen Familie, oder im Bewußtsein früherer Schwächen, nicht zugeben wollte: lassen wir ununtersucht; genug, er nahm die Ueberzeugung: „daß sein ältester Sohn lebe," mit in das Grab. Wäre er ein wirklich energisch durchdringender großer Charakter, d. h. in Erfüllung der ihm von der Vorsehung ertheilten höchsten Aufgabe, ein Volk zu regieren, nicht ebenso leichtsinnig gewesen als in Bezug auf väterliche Pietät: hätte er nur einigermaßen die ihm von vielen Seiten her gewordenen Hindeutungen auf die Spur von der Existenz seines ersten Sohnes verfolgt, gewiß! es wäre schon damals die ganze Geschichte an den Tag gekommen. Allein schon war es zu spät; langsam, aber sicher, sah er — der 31jährige! — bereits das Ende seiner Regierung mit jedem Tage immer näher heranschleichen; kein ärztliches Dekokt vermochte dem jungen Greise neue Lebenskräfte zu verschaffen und wie die Lage Europa's damals

(1816—17) überhaupt war, schienen die vor dem gefangenen Löwen auf St. Helena immer noch zitternden Kontinentalmächte gewiß nicht geneigt, die Regierung eines der wichtigsten deutschen Länder an der Grenze von Frankreich, einer vormundschaftlichen Regentschaft nach dem Tode Karls zu überlassen, auf dessen sequestrirten unmündigen Sohn die Krone von Baden übergegangen sein würde: ein Umstand, der mit den anerkannt liberalen (!) Regierungsmaximen der „heiligen Allianz" schlecht harmonirte. Trotz aller Revolutionen, will man nemlich in Deutschland, (man kann sagen, fast im ganzen übrigen Europa) absichtlich noch nicht begreifen: daß in einer wohlgeordneten, vollendeten Staatsorganisation die Besonderheit des Charakters des Monarchen völlig gleichgültig sei, und man zum Regenten d. h. zur Spitze eines Staates, nur einen Menschen brauche, der „Ja" sagen kann und den Punkt auf das J macht. Das Königthum wurde erst im Jahre 1830 in einigen Ländern abstrakt: daher auch jener unversöhnliche Haß unserer deutschen Kabinete gegen die Pariser Revolution der drei Tage.

Diplomatisch und moralisch sah sich also Karl am Vorabende seines Lebens in der Nothwendigkeit, auf andere Weise für seine Thronfolge zu sorgen.

Dies Alles bemerkte Ludwig mit innerer Freude aus seinem Schlupfwinkel; seine Agenten bearbeiteten daher Karln so lange, bis derselbe in einem Familienstatut den 4. Oktober 1817 die Söhne der Reichsgräfin von Hochberg für successionsfähig erklärte. Hierin lag der Triumph für unsere Alliirten! Dahin ging ja ihr Plan von der ersten Stunde und jetzt handelte es sich nur noch um die Erfüllung von Förmlichkeiten. Um diese Zeit hielt der Aachener Kongreß seine famösen Sitzungen; hier sollte „das Glück und Heil der Welt" (um uns des Ausdrucks Metternichs in einem Briefe an Hardenberg zu bedienen) festgestellt und auch diesem Familienstatut, das Karl gleichsam mit seinen letzten Lebenskräften unterschrieben, die Krone aufgesetzt werden. Der Kaiser Alexander von Rußland, der eine badensche Prinzessin zur Frau hatte, wurde in Requisition gesetzt; eine Masse Memoiren zusammengeschmiert und verspendet; die badensche Deputirtenkammer mußte ihrerseits zu verschiedenen Malen das Großherzogthum Baden für untheilbar erklären, und tausend Anderes wurde versucht und gethan, um nur den Staatsvertrag Oestreichs, Großbrittanniens, Preußens und Rußlands mit Baden am 10. Juli 1819 zu Stande zu bringen, worin „die

unantastbare Integrität des Großherzogthums Baden ausgesprochen und gewährleistet, und zugleich das den Söhnen Karl Friedrichs aus zweiter (morganatischer) Ehe durch das erwähnte Haus- und Familienstatut vom 4. Oktober 1817 zugesprochene Erbrecht anerkannt wird." Karl erlebte die Freude des ärgerlichen Anblicks der Anerkenntniß dieser pragmatischen Sanktion indeß nicht mehr: er starb bereits den 8. Dezember 1818 auf seinem Schlosse zu Rastatt im zwei und dreißigsten Jahre seines Lebens an — Entkräftung!

Freilich hatte Ludwig alle diese Maßregeln zunächst nur unter dem Vorwande zu bewerkstelligen gewußt, daß Baiern, das aufmerksame Baiern, wegen seiner vermeintlichen Ansprüche an die Pfalz, diese Förmlichkeiten hervorrufe, allein dieß war nur ein Winkelzug, denn nach Ausweis der Rotteck'schen Annalen (Band III, 1830) scheint Baiern trotzdem seine Ansprüche auf die Pfalz noch nicht aufgegeben zu haben und diese Angelegenheit noch im gegenwärtigen Augenblicke nichts weniger als abgemacht. Sei dem indessen, wie ihm will; wir haben gezeigt, daß Ludwig die Reichsgräfin Hochberg nur unter dem positiven Versprechen: ihre (resp. seine) Kinder auf den Thron zu bringen, zum Raube des Kron-

prinzen, d. h. zu der Geisterrolle in jener Oktobernacht vermochte. Spreche man nichts von der psychologischen Unmöglichkeit einer so tiefgesunkenen Charakterlosigkeit Ludwigs; denn, wer die Frau seines eigenen Vaters zur Blutschande verführte, konnte sie bei dem ihr angeborenen Hange zum Ehrgeize zu dem unendlich kleineren Verbrechen bewegen, fremde Kinder zu stehlen oder zu erwürgen. Oder liegt etwa zweitens etwas Unglaubliches oder Unlogisches in der Art der Entführung des Prinzen? Keineswegs. Die Geschichte liefert bis in die neueste Zeit tausend Beispiele von Diebstahl und Verwechslung von Kindern als Säuglinge in dieser oder jener, boshaften oder frivolen Absicht. Um sich aber am handgreiflichsten von der Sorglosigkeit zu überzeugen, mit der selbst königliche Kindbetterinnen des ersten Ranges vernachlässigt werden, darf man sich nur die Niederkunft und den Tod der Thronerbin von Großbrittannien in's Gedächtniß zurückrufen. Diese (Prinzessin Charlotte, geb. 7. Januar 1796 und vermählt mit dem Prinzen Leopold von Sachsen-Koburg) wurde bekanntlich am 6. November 1817 um 1 Uhr Nachts von einem todten Knaben in dem Schlosse Whitehall entbunden. Eine und eine halbe Stunde später (um $2^1/_2$ Uhr) gab sie den Geist

auf. Wer sollte es glauben, daß auch nicht einer von den drei Leibärzten, die das Parlament abgeordnet hatte, bei ihrem Tode zugegen war? Der Prinz, verzweifelt über diese unverzeihliche Nachlässigkeit, zitirte die drei Aerzte vor das Parlament, von dem es dann hart gerügt wurde, daß alle drei, selbst mit Einschluß des Dr. Croft, die Prinzessin sogleich nach ihrer schweren Entbindung verlassen hatten. Uebrigens ist man auch heute in Karlsruhe selbst ganz allgemein davon überzeugt, daß die Geschichte mit der „weißen Frau," welche in den großherzoglichen Schlössern herumspucke und sich bei der Thronbesteigung des jetzigen Großherzogs Leopold abermals gezeigt haben solle, nichts weiter als eine Fabel sei, erdichtet, um Kinder damit einzuschüchtern; daß aber diese weiße Frau, die nach der Volkssage, kurz vor dem Tode eines jeden der beiden Prinzen um Mitternacht erschienen, sich trauernd über die Wiege gebeugt habe und die anwesenden Kammerfrauen darüber zu Boden gestürzt seien: Niemand anders als die Reichsgräfin von Hochberg, nemlich das ehemalige Hoffräulein Geyer von Geyersberg, gewesen sei. Diese habe die beiden Prinzen erwürgt. Wie sehr man sich mit diesem Gerücht noch in dieser Stunde, wo wir dieß niederschreiben, herumträgt, beweist die

Verachtung, mit der man erst ganz kürzlich sogar in einer öffentlichen Gesellschaft zu Karlsruhe von dieser Person sprach. — Unsinnig verschwenderisch, war ihre Lebensweise im höchsten Grade unordentlich; Kredit hatte sie keinen bei den Reichen, weil diese sie kannten; Agenten von ihr durchliefen also stets die Hütten der Armen und erpreßten unter trügerischen Versprechungen den Noth- und Sparpfennig der Wittwen und Waisen. Jetzt ist sie todt, aber tägliche Flüche und Verwünschungen von tausend durch sie verarmten Familien hallen noch heute um ihr Grab.

Selbst in den Augen ihrer Kinder mußte dieses Weib ein höchst verächtliches Wesen sein; ihr ältester Sohn ist der jetzt regierende Großherzog von Baden Leopold I; ihre beiden anderen Söhne, Wilhelm und Maximilian, sind Markgrafen von Baden, und ihre Tochter, Amalie, ist die verehelichte Fürstin von Fürstenberg. Alle, namentlich die drei ersteren, sind sehr reich, und doch ist es noch keinem eingefallen, das Andenken der Mutter zu retten. Ja, was noch mehr sagen will, statt sie mit dem Uberflusse des durch Ludwigs väterliche Fürsorge erhaltenen Vermögens von den Flüchen der armen Betrogenen loszukaufen: ließen sie selbige, namentlich in der letzten Zeit ihres Lebens, in einem Zustande der Verarmung

und Entblößung, der sie gleichsam zwang, diese Betrügereien an Wittwen und Waisen auszuüben. Dieß heißt denn doch die kindliche Pietät auf die höchste Spitze des Indifferentismus getrieben! — Wenn nun die eigenen Kinder dergestalt handeln zu müssen für gerecht hielten: was soll der Historiograph in dem Bewußtsein der schauderhaften Handlungsweise dieses Weibes für Milderungsgründe für dieselbe finden? Genug: sie war die Räuberin des Kronprinzen.

V

Diese Reichsgräfin von Hochberg erscheint uns jedoch zunächst immer nur als das Instrument Ludwigs. Insofern nun dieser Ludwig die Hauptperson des Höllenbreughelschen Gemäldes ist, das wir entrollen, scheint es auch an der Zeit, zu seiner spezielleren Charakteristik jetzt überzugehen.

Begabt mit einer starken Körperkonstitution, war er voll heftiger, widersprechender Leidenschaften. Wollüstling bis zum äußersten Grad; unversöhnlich im Hasse; beständig in der Freundschaft oder doch wenigstens dankbar für ihm geleistete persönliche Dienste, die freilich stets zweideutiger Natur waren und immer wenigstens in Kriecherei oder Kupplerei bestanden; herrschsüchtiger Despot, dabei aber doch so klug, sich der Armee in einem solchen Grade beliebt zu machen, daß vielleicht nie ein deutscher Fürst so sicher, wie er, auf die Ergebenheit seiner Soldaten

zählen konnte — auf einen Wink von ihm, hätten sie auf Vater und Mutter gefeuert: war er dabei konsequent, und beharrte hartnäckig auf der einmal gefaßten Meinung und seinen Entschlüssen. Dieser Entschlossenheit und einer gewissen äußeren Hoheit des Benehmens verdankte er vorzugsweise die sehr günstige Stimmung des Hofes und der Beamten bald nach Karls Tode; namentlich schenkte ihm die Gesammtmasse des Volkes, die übrigens in der Regel nicht weiß, was sie will und nur dem Scheine folgt: deßhalb ihr Zutrauen; vergaß all' die ihr zu Ohren gekommenen, bei Hofe vorgefallenen Skandale und unterschied in ihrer gewöhnlichen Oberflächlichkeit nicht, daß hinter dem Lächeln anscheinender Sanftmuth die Freude des Bewußtseins der Gewalt; hinter der Miene strenger Gerechtigkeitsliebe die leidenschaftlichste Willkür verborgen liege. Auch die meisten seiner Biographen können diese Aeußerlichkeiten nicht genug rühmen; sie schütten ihre Tiraden gefüllten Opfergefäße mit vollen Backen über ihren vermeintlichen Mäcen; zählen seine Auszeichnungen während seiner militärischen Dienstzeit in Preußen zu den Wunderthaten eines großen Feldherrn, und selbst der geniale Schneller erhebt ihn in seiner „Gedächtnißrede auf Ludwig, Großherzogs von Baden,

gehalten bei dessen akademischer Todtenfeier im Münster zu Freiburg" bis in den Himmel; während wiederum andere Panegyriker in ihrem pietistisch-philosophischen Schwindel es der Zeitungswelt nicht genug anpreisen können, daß er mit seltener Ausdauer die sich selbst gestellte Aufgabe gelöst habe: ein wohlhabendes, christliches Volk zu beherrschen. Nichts als hohle Phrasen; politische Windbeuteleien, über die der wahre Patriot mitleidig lächelt!... Herrschsucht war der Grundzug seines Charakters und wir haben gesehen, zu welch' abscheulichen Plänen ihn dieselbe hintrieb.

Blicken wir jedoch, ehe wir den Faden unserer eigentlichen Geschichte wieder aufnehmen, zuvörderst noch einmal zurück auf die ganze Reihe von Todesfällen, welche voran gehen mußten, um ihm den Weg zu öffnen, so finden wir a) einen ältesten Bruder Karl Ludwig, der bei Arboga den Hals brach; b) einen zweiten älteren Bruder, den Markgrafen Friedrich, der an den Folgen eines „heftigen Nervenschlages," kurz vor Erledigung des Thrones einen schnellen Tod fand; c) einen Neffen, der im zwei- und dreißigsten Lebensjahre an Entkräftung dahinschied; sowie endlich d) vorher noch zwei junge, gesunde Prinzen, die, während ihre drei Schwestern

am Leben blieben und kräftig emporwuchsen, angeblich in der Kindheit dahinstarben oder resp. verschwanden, von denen aber der älteste, d. i. der eigentliche Thronerbe, in der That noch am Leben. Wo? und in welchem Winkel der Erde dieser Unglückliche seine traurige Existenz fristete, werden wir jetzt aufhellen.

Noch in jener verhängnißvollen Nacht empfing eine arme Bauersfrau (deren Namen uns der erwähnte pensionirte Major v. Hennenhofer in's Gedächtniß zurückrufen wird) in der Nähe von Karlsruhe das unglückliche Kind durch die Vermittelung der Reichsgräfin. Es wurde ihr mit der Erklärung übergeben, daß es das uneheliche Kind irgend einer Person oder Dame vom Hofe sei; daß man auf ihre Verschwiegenheit rechne; ihr von Zeit zu Zeit Unterstützungen zufließen lassen und späterhin den Knaben persönlich abholen wolle. Nichts war übrigens auch leichter und natürlicher, als eine verheimlichte Schwangerschaft in jener bewegten napoleonischen Epoche (1812); man konnte daher ohne viel Mühe die Sache so pfiffig einleiten, daß das einfältige Bauernweib, deren kärglichen Sorgen der gestohlene, und wie Viele wissen wollten, gegen ihr eigenes neugeborenes Kind vertauschte Kronprinz anvertraut

ward, auch nicht das Geringste von der hohen Herkunft ihres unglücklichen Milchkindes ahnte. Dabei ertheilte man ihr oberflächlich die Versicherung, daß man aus Rücksicht für die Interessentin-Mutter des Kindes, auch späterhin für das Letztere sorgen und ihr eine lebenslängliche Unterstützung zu bewilligen nicht abgeneigt sein werde. Am angelegentlichsten wurde ihr jedoch die Weisung ertheilt, dem Kinde keinerlei Belehrung beizubringen, und denjenigen Personen, die etwa Neugierde wegen des Kindes Herkunft verrathen sollten, nur ganz kurz zu erwiedern, daß es das zurückgelassene Kind eines Militärs sei und sie weiter nichts von dem Vater desselben wisse. Dergleichen Fälle klingen sehr einfach; sie erweckten namentlich in der damaligen Zeit wenig Zweifel, und Niemand im Dorfe kümmerte sich daher um die Sache näher.

Dergestalt blieb das Kind etwa bis in das vierte Jahr seines Lebens (bis 1816) bei dem erwähnten Bauernweibe in der Nähe von Karlsruhe. Inmittelbst wurden die Zeiten ruhiger; Karl kehrte, wider Erwarten der Verschworenen, lebendig aus Wien zurück und ein zweiter Prinz ward, wie wir gesehen, geboren. Jetzt handelte es sich also zuvörderst darum, den Ersteren aus der verrätherischen Atmosphäre des

Hofes zu schaffen; zumal sich durch den immer gesteigerteren Verdacht Karls, welcher von Tag zu Tag augenscheinlich immermehr von der Existenz seines Sohnes in der Nähe von Karlsruhe überzeugt wurde: schwere Gewitterwolken über den Häuptern der Reichsgräfin und Ludwigs zusammenzogen, die sich, wie wir gesehen, in verbannenden Blitzstrahlen furchtbar entluden. Deßhalb mußte vor allen Dingen für die Beseitigung jeder Möglichkeit einer Entdeckung des Wurmes gesorgt werden. Man machte verschiedene Pläne und überlegte lange; bald wollte man den Prinzen vergiften, bald ihn der Bauersfrau ohne Weiteres abnehmen und ihn irgend einem Tyrell *) oder Alexis Orloff **) überliefern; ein gewisser Dritter hegte sogar noch einen fürchterlicheren Plan, doch siegte endlich die Furcht Ludwigs vor offenbarem Morde, und es wurde zur Ausführung des ursprünglich gefaßten Planes geschritten. Dieser ebenso humane als sichere Plan bestand darin, den Knaben zuvörderst in einer abgelegenen Gegend, wo möglich am äußersten Ende des Oberlandes, zu

*) Tyrell; bekanntlich einer der Mörder der Söhne Eduards.

**) Alex. Orloff (der Genarbte) und Teploff, beide niederer Herkunft, waren die Meuchelmörder des Czaren Peter III; auf dem Gute Mopsa, zugehörig dem Hetman Razumoffsky.

verbergen, und das Weitere über ihn demnächst zu beschließen. — Mit Vorsicht ging man zu Werke. Ein Mann, dessen Signalement sich später von selbst finden wird, brachte fünf Tage darauf (im Frühjahr 1816) den Knaben aus jenem Dorfe in der Nähe von Karlsruhe nach Hochsal, im Oberamte Waldshut.

Dieser Bösewicht und resp. Ehegatte des Bauerweibs, deren Verschwiegenheit die Reichsgräfin theuer erkaufte, war aber ein Christ, und, was noch mehr, ein süddeutscher Katholik: dieser Umstand sollte zur künftigen Entdeckung führen! Die Moral packte nemlich diesen Menschen beim Gewissen, und in einem Anfalle von Melancholie, die schon manchen Verbrecher zum Selbstmorde oder Altare hinpeitschte, nahm er seine Zuflucht zum Beichtstuhle. Wenn Gregor VII. in jenem Augenblick von seiner Himmelsburg auf diesen reuigen Sünder herabsah, so mußte er sich abermals von der Wichtigkeit seiner Einführung der „Ohrenbeichte" überzeugen: in jener Beichte lag das ganze Geheimniß der badenschen Thronfolge. Der anhörende Beichtvater hieß — Engesser !!!

Für die psychologische Auffassung unserer Geschichte wäre es vom höchsten Interesse, genau zu erfahren:

ob Engesser (oder sein Kaplan?) diese Entdeckung direkt an den Großherzog Karl berichtete, und die dießfällige anonyme Denunziation von näheren Angaben und Beweismitteln so entblößt schien, daß Karl aus den weiter oben angeführten Gründen absichtlich nicht energisch einschreiten und auf bloße Indizien hin die Augen von Europa auf ein so schwarzes Ereigniß nicht lenken — die Präsumtion nicht zur Gewißheit machen wollte; oder ob er vor der Ueberzeugung vom Leben seines Sohnes, und Statuirung eines Beispiels unerhört eklatanter Rache zurückbebte? Die Verbannung Ludwigs auf dessen Güter war der sprechendste Beweis seiner politischen Ohnmacht. Uebrigens bekam Ludwig auch vor der Zeit Wind; es gelang ihm und der Reichsgräfin, die Entdeckung zu hintertreiben; der Verbrecher verstummte; Engesser wurde gewonnen, und der unglückliche Knabe in den Pfarrhof zu Hochsal gebracht!!! — — —

Nach diesem höchst merkwürdigen Ereigniß, wäre aber, aller nur möglichen Vorsicht gleichsam zum Trotz, das Geheimniß beinahe dennoch plötzlich verrathen worden. Ein Kaplan dieses Engesser, Namens Eschbach, kam nemlich um diese Zeit — ob durch Zufall oder vertraute Mittheilungen, ist durchaus

gleichgültig — hinter die Schliche seines Herrn und die hohe Herkunft des von ihm sequestrirten Knaben. Aus Pietät, oder christlichem Erbarmen über die grausame Sequestration des vierjährigen Knaben, schrieb er daher wenige Monate nach Einkerkerung desselben auf dem Pfarrhofe zu Hochsal, auf ein Stück Papier mit entstellter Handschrift die Worte:

„Cuicunque, qui hanc epistolam inveniet: Sum captivus in carcere apud Lauffenburg juxta Rheni flumen: meum carcer est subterraneum, nec novit locum ille, quì nunc solio meo potitus est. Non plus possum scribere, quia sedulo et crudeliter custoditus sum.“

S. Hanes Sprancio.

Das heißt:

„An den, welcher diesen Brief findet: Ich liege in einem Kerker bei Lauffenburg neben dem Rhein; mein unterirdischer Kerker ist Dem unbekannt, der gegenwärtig auf meinem Throne sitzt. Mehr kann ich nicht schreiben, da ich streng und grausam bewacht werde.“

Diesen Zettel wickelte der von Gewissensbissen und Mitleiden gequälte Kaplan sorgfältig zusammen, steckte ihn in eine leere Flasche, pfropfte dieselbe wasserdicht zu, und warf sie hierauf in der Aussicht auf die Möglichkeit einer Entdeckung — hinab in den Fluß.

Der Zufall, das Schicksal, das Fatum, der allgemeine Weltgeist, Gott, oder wie man sonst die Alles regierende Vorsehung nennen möge: wollte auch wirklich, daß dieser Versuch durch eines jener unscheinlichen Ereignisse, nach deren Zusammenhang wir uns im gewöhnlichen Leben vom Professor bis zum Schuster oft vergebens umsehen, nicht ganz unentdeckt bleibe. Ein Schiffer aus Großkemps, dessen Namen gewiß leicht zu erfahren, fand nemlich am 23. Oktober 1816 diese auf dem Rheine schwimmende Flasche mit dem lateinischen Zettel, worauf wenige Wochen später dieses Ereigniß in Paris vielfältig besprochen und von dort aus, der Berliner Voß'schen Zeitung mitgetheilt wurde, die es in ihrer Nro. 138 (Jahrgang 1816) am 16. November ejsd. zur öffentlichen Kenntniß brachte. Es wird leicht sein, sich die betreffende Nummer dieser löschpapiernen, heute noch bestehenden königl. preußischen privilegirten Zeitschrift zur Einsicht zu verschaffen; übrigens machte auch bereits im Jahr 1834 ein gewisser Herr Cuno, königl. preußischer Oekonomierath zu Ratibor in Schlesien, die Magdeburger Zeitung auf dieses merkwürdige Aktenstück aufmerksam, und auch das Frankfurter Journal reproduzirte unterm 24. Februar 1834 denselben Artikel. Herr Cuno, dem

4

wahrscheinlich aus Langerweile, oder in Folge seines guten Gedächtnisses, der erwähnte Artikel in der Berliner Voß'schen Zeitung vom Jahr 1816 bei Gelegenheit der Kaspar Hauserschen Ermordung eingefallen sein mochte, theilte seine Zitaten auch unverzüglich dem Appellationsgerichtspräsidenten Feuerbach in Ansbach mit, damit derselbe als Chef der von Baiern niedergesetzten Kommission zur Untersuchung des an Kaspar Hauser verübten Verbrechens vielleicht den nöthigen Gebrauch von dieser sonderbaren Mittheilung machen könne. Allein Feuerbach starb plötzlich und weder im Jahre 1834, noch vielweniger im Jahre 1816, leitete dieses Ereigniß auf die rechte Spur; hier und da knüpfte man wohl mancherlei Betrachtungen an diesen merkwürdigen Zettel; die Einen meinten, er sei, seiner Latinität nach zu urtheilen, höchstwahrscheinlich von einem Dorfgeistlichen geschrieben; Andere waren der Ansicht, daß die Flasche unstreitig nur aus dem Fenster eines Gefängnisses am Rhein direkt in den Fluß geworfen worden sein müsse, worauf auch das „juxta Rheni" zu deuten scheine; wieder Andere, ein wenig Scharfsichtigere, zerbrachen sich den Kopf: wer wohl dieser eingekerkerte Kronprätendent sein könne? wobei sie an den Fingern alle die an den Rhein grenzenden

monarchischen Staaten und in ihrer Dummheit auch die republikanische Schweiz, herabzählten. Nur in einigen engeren Zirkeln von Karlsruhe flüsterten sich Manche die sonderbarsten Gerüchte in's Ohr, und, hätte man nur einigermaßen Muth oder frappantere Beweise im Sacke gehabt, so wäre schon damals die vox populi unseren Verbündeten sehr gefährlich geworden. Allein, man schwieg lieber, als in das Zuchthaus zu spazieren und erst im Febr. 1834 sprach Joseph Heinrich Garnier — vulgo Rastadter Ravaillac genannt — energisch das aus, was Hunderte vor ihm bereits dachten. Im Jahre 1816 gab es aber weder einen Garnier, noch einen Schiller, der dem Großherzoge Karl seinen Oheim Ludwig als einen zweiten Franz Moor geschildert und ihm auf dem Sterbebette sein Kind mit den verkrüppelten Gliedern im Hungerthurme zu Hochsal gezeigt hätte.

Nur mit einem Hauptumstande wollen wir vorläufig hier unsere scheinbar assertorisch hingeworfene Erzählung unterstützen. Nach Ausweis der oberamtsräthlichen Akten von Waldshut und Lauffenburg, so wie der Todtenregister des Kirchsprengels Hochsal, verschwand nemlich um diese Zeit (1816) plötzlich ein finsterer, störrischer, jähzorniger Mann, wegen seines Charakters deßhalb auch der Italiener oder

Lazzaroni genannt. Bald darauf zog man wirklich in der Gegend von Lauffenburg aus dem Rheine einen männlichen Kadaver, und alle Welt erkannte dessen Identität mit dem „Vermißten" aus jenem Dorfe. Dergleichen Gerüchte sterben indessen leicht ab; vergebens würde man jetzt vielleicht die tabellarischen Uebersichten jener Oberämter von 1816 nachschlagen, oder offiziell einschreiten; doch versichern wir aus guter Quelle, daß es schon damals Personen im Oberlande gab, die sehr wohl wußten, wer jenen Zettel geschrieben und weßhalb Engesser eine so glänzende Laufbahn gemacht habe. Aber diese Personen hatten Furcht vor dem Zuchthause. —

Kurz, dieses sonderbare Publikationsmittel hatte für den unglücklichen Kronprinzen keine andere Wirkung, als daß man die Sicherheitsmaßregeln wegen seiner Einkerkerung nur noch verschärfte. Unerklärlich bleibt es jedoch immer, daß die Gemahlin des Großherzogs Karl, unter dessen Regierungszeit dieser Rettungsversuch vorfiel und von der man sogar sagt, daß sie von der Engesserschen Entdeckung gewußt, dennoch keine nähere, wenn auch heimliche Untersuchung darüber anstellte. Indessen haben wir bereits oben die dießfälligen Gegengründe angeführt, Gründe, die freilich nur einen Gatten, wie der

schwache Karl es war, zur Resignation bestimmen konnten. Ungeachtet daher Stephanie ihn unaufhörlich zu strengerer Nachforschung antrieb, geschah nichts in der Sache; doch war es besonders von ihrer Seite her, daß sich das Bekanntwerden der Engesserschen Entdeckung und die Verbannung Ludwigs motivirte. Allein der schwache, ausgemergelte, durch und durch phthysische Karl schien, von tausend diplomatischen Ränken umstrickt, die Ueberzeugung von der Existenz seines ältesten, der fürstlichen Carriere entrückten Sohnes lieber mit in das Grab zu nehmen, als ihm den Hermelin wieder zu verschaffen und energisch zu operiren. Desto aufmerksamer war man nach seinem Tode auf seine junge Wittwe, die Großherzogin Stephanie, die ihre Residenz nach Mannheim verlegte. Sie wurde von den verschwiegendsten Personen umgeben und Alles gethan, um jeder möglichen Kompromitirung vorzubeugen. Dennoch konnte man es nicht hindern, daß man im Publikum viel davon sprach: die verwittwete Großherzogin hege fortwährend die dunkelsten Ahnungen von der räuberischen Entführung ihres ältesten Sohnes und beabsichtige sogar ernsthafte Schritte zu seiner Entdeckung. So z. B. beging eine ihrer Kammerfrauen die Unvorsichtigkeit, eines Tages ihrer Freundin

zu erzählen, daß sie am Abende vorher, während sie im Nebenzimmer der Großherzogin bis spät in die Nacht noch gelesen: die Letztere mit wehmüthig klagendem Tone ausrufen gehört: „.....Ja, Du bist es, geliebter Schatten; es ist Dein liebes Gesicht, Deine niedliche Gestalt. Willst Du Dich mir noch einmal zeigen, weil Dich Deine Mutter nicht mehr gesehen hat, ehe sie Dich in die kalte Gruft legten?... Wie!“ habe sie darauf mit einer Stimme geschrieen, die der im Nebenzimmer horchenden Kammerdame durch Mark und Bein fuhr, „Du bist nicht todt? Du lebst? Wo haben sie Dich hingebracht? Wer hat Dich geraubt?.... Der!.... Der also war es.... o! Ludwig, Ludwig! Also darum vermeidet er meinen Anblick, darum flieht er meine Gegenwart — der Räuber!“

Die Leute vom Hofe schrieben diesen trostlosen Kummer der Großherzogin wohlweislich nur dem durch so viele harte und rasch hintereinanderfolgende Schicksalsschläge angegriffenen Nervensysteme der Fürstin zu, und nannten es kurzweg abergläubische Träumereien, Visionen, Produkte einer erhitzten Phantasie u. s. w. Allein bei der so anerkannt geistreichen und mit hellem Verstande begabten Frau, wie Stephanie, fanden diese hofmännischen Aus-

legungen im Publikum wenig Anklang und als sich dergleichen sogenannte Paroxismen von Zeit zu Zeit immer wiederholten und oft noch direkter ausfielen, so sah sich der dadurch kompromitirte Großherzog Ludwig alsbald genöthigt, für weniger plauderhafte Umgebungen zu sorgen. Selbst noch in den zwanziger Jahren beabsichtigte Stephanie eine Untersuchung der Familiengruft zu Pforzheim, was jedoch von den sie fortwährend umgebenden Spionen bei Zeiten verrathen und von Ludwig geschickt hintertrieben wurde. Am meisten Verdacht ablenkend und und die Aufmerksamkeit des Publikums täuschend, war jedoch das Benehmen Ludwigs gegen den Thronfolger Leopold, für den er im Grunde doch alle diese grausamen Opfer gebracht hatte. Er und seine Geschwister waren ja die Hauptursache zur Handlungsweise der Reichsgräfin. Ludwig schien Leopolden, namentlich in der letzteren Zeit, durchaus nicht gewogen und vermied ihn auf alle nur mögliche Weise; allein der Fall ist sehr häufig, daß der regierende Vater seinen Nachfolger nicht mag, weil er ihm gewissermaßen auf's Ende wartet und jeden Tag gegen sein langes Leben betet. Oder, war in Leopolds ausdrucksloses Gesicht für ihn vielleicht eine Reihe von Verbrechen gegraben, vor denen sein Haar sich

sträubte, sein Blut zu Eis gerann? Ob der alte Sünder wirklich Gewissensbisse gefühlt, darüber könnte uns freilich nur seine nächste und intimste Umgebung die zuverlässigsten Beweise liefern; betrachten wir daher Behufs der Abwickelung unseres Drama's diese Umgebung ein wenig näher.

VI

Unter den Günstlingen und resp. Werkzeugen Ludwigs zur Erreichung seiner Zwecke in Bezug auf den Kronprinzen, stellen wir den erwähnten Engesser oben an. Wir kennen die Umstände, die ihn in das Geheimniß einweihten; sahen ferner, daß er von diesem Augenblick an der Sequestor des unglücklichen Kindes wurde, und haben unsere Skrupel nur darauf beschränkt: ob er, oder Eschbach jenen verhängnißvollen Zettel in den Rhein warf? Gut unterrichtete Personen behaupten das Erstere, da Eschbach erst einige Zeit später Pfarrer zu Hochsal im Oberamte Waldshut wurde. Lassen wir indeß diese Differenz vorläufig dahingestellt, wir kommen ohnedieß späterhin darauf zurück und skizziren wir zuvörderst den Engesser.

Engessers persönliche Erscheinung hat durchaus nichts Anziehendes; sein Körper gehört zu denjenigen

von der Natur eben nicht sehr begünstigten Gestalten, die, sieht man sie ohne Chorrock und Reverende, keineswegs einen angenehmen Eindruck in uns zurücklassen. Den Kopf stets vorwärts geneigt, verräth ein großer Mund und ein Paar sich von Zeit zu Zeit katzenähnlich hervorstehlenden Augen die echt jesuitische Natur — seine lichtscheue Seele. Will man ein genaueres Bild von ihm haben, so muß man die über ihn erschienenen Artikel in mehreren rheinischen Zeitungsblättern noch einmal durchlesen.

Simpler Dorfpfarrer, wie wir gesehen, machte er sogleich nach der Thronbesteigung Ludwigs eine enorm schnelle Carriere und erhielt in den letzten Lebensjahren Ludwigs den unbeschränktesten Einfluß auf ihn. In wenig mehr als Jahresfrist stieg dieser ausschweifende, aber ebenso bigotte als unwissende Pfaffe bis zum Direktor eines Ministeriums! Im Grunde war Engesser aber erster Minister, dessem Winke sich Alles beugte. Außerdem beschenkte ihn der Großherzog, der sonst eben nicht sehr freigebig war, reichlich mit Häusern und Geld. Wie viele und mancherlei Reflexionen man in Karlsruhe an diese fabelhafte Annäherung knüpfte, kann sich der Leser leicht denken. Für uns ist sie kein Wunder. Ob aber der protestantische,

in Sünden ergraute Fürst das Bedürfniß wirklich gefühlt, — dem katholischen Pfaffen zu beichten? Engesser war trotz seiner Dummheit, Jesuit genug, das Gewissen seines Herrn mit salbungsvollen Trostsprüchen, woran der Katholizismus besonders reich ist, zu beschwichtigen. Der Priester wußte, kannte, fühlte alle Bedürfnisse seines Herrn; hatte immer gute Rathschläge bei der Hand und verstand seine Rolle auch nach dem Tode des Großherzogs Ludwig so vortrefflich zu spielen, daß er ungeachtet einer ihm drohenden Criminaluntersuchung jetzt noch als reicher Mann in Hülle und Fülle seine Tage zubringt. — So viel von diesem Engesser.

Ein anderes Instrument Ludwigs zur Erreichung seiner nichtswürdigen Intrigue, namentlich in früherer Zeit, war der Gardeoberst von Geysau; derselbe führte stets ein äußerst ärgerliches Leben, machte betrügerische Schulden, unterschlug sogar im Einverständniß mit dem Finanzminister Sensburg Einstandsgelder der Kriegskasse, wofür dann erst unter dem gegenwärtigen Großherzog Leopold ein armer Teufel, Namens Bernauer, welcher den beiden Herren als Schreiber gedient, zwei volle Jahre im Untersuchungsarrest herumgeschleppt wurde. Ludwig war aber zu klug und ein viel zu eifriger Beobachter

selbst der geringsten Stadtklatschereien, als daß ihm die Liederlichkeit seines Gardeobersten, die überdieß selbst die Kinder auf der Straße so genau kannten, daß sie mit Fingern auf ihn zeigten: hätten entgehen können; trotzdem sagte er ihm nie ein böses Wort — zog er ihn nie zur Verantwortung. Wir kennen gegenwärtig den Kitt dieser bis an den Tod Ludwigs ausdauernden Verbindung, denn eben dieser Geysau gehörte zu den Chefs jener Gesellschaft von Wüstlingen, die ein Netz um den Erbgroßherzog Karl strickten, ihm Dirnen zuführten, die ihm Krankheiten mitbrachten, und Becher füllten, die ihm auch noch die letzten Kräfte verzehrten. Der Neffe Karl zahlte diese Genüsse auch wirklich mit seinem Leben.

Ein anderer Günstling, an dessen gemeinen und rohen Sitten Ludwig bei seinen Saturnalien ein ganz besonderes Wohlgefallen hatte, war der Gartendirektor Zeyher. Unter ihm fielen die größten Skandale vor, und um unseren Lesern nur einigermaßen einen Begriff von der wahrhaft alexandrinischen Sittenlosigkeit des badenschen Hofes zur Zeit Ludwigs zu geben, möge hier folgende Episode Plaz finden, deren Authentizität wir troz des romantischen Gewandes, in das sie der ursprüngliche Verfasser

hüllte, verbürgen. Der Leser wird uns Dank wissen.

Auf einer der lebhaftesten Straßen von Karlsruhe wohnte, oder wohnt vielmehr noch, der Weinhändler ***. Durch mehrere gewagte Handelsspekulationen in neuerer Zeit einigermaßen verwickelt, stand er eines Tages nachdenklich am Fenster und blickte durch die Scheiben. „Wo bleibt er denn so lange?“ sagte er kopfschüttelnd für sich hin, und seine Blicke spähten ungeduldig längs der Straße, die nach dem Schlosse führte. „Er hat mir doch so bestimmt versprochen, um diese Stunde zu kommen. Wenn mir auch diese letzte Hilfe fehlt, fuhr er fort und ging hastig im Zimmer auf und ab, so bin ich ein verlorener Mann. Aber um welchen Preis.... Nein, ich glaube doch nicht, daß er so schlecht sein.... er scheint mir im Grunde doch ein gutmüthiger Mann zu sein .... Aber verdammt, wenn es doch wäre, wenn er sich nur so stellte .... Was will ich machen, ich muß es darauf wagen .... In des Teufels Schlingen bin ich einmal .... Ich bin ein angesehener Bürger, man hält mich für einen reichen Mann .... Soll ich nun meine Ehre vor der Welt verlieren .... Soll ich offen erklären, daß .... Nein, das thue ich nicht, und wenn Alles darüber zu Grunde ginge .... Lieber will ich Leib

und Seele dem Teufel verschreiben .... Und wenn ich es recht bedenke, so ist sie ja nicht einmal .... aber, wenn der es erführe ...."

Es pochte leise an der Thüre und mit einem freundlichen „Guten Tag!" trat der großherzogliche Kammerdiener in das Zimmer. „Habe warten lassen, lieber Freund! Bitte um Entschuldigung .... Die Geschäfte .... Königl. Hoheit haben mich so lange hingehalten; Sie glauben nicht, wie schwierig den günstigen Moment zu erhaschen, fügte er lächelnd hinzu.

„Nun, sagte Hr. *** mit gespannter Erwartung, wie stehen die Sachen? Sind Se. Königl. Hoheit geneigt ....

„Ich sagte es Ihnen ja vorher, theuerster Freund, unterbrach ihn der Kammerdiener, „das ist ein lieber, gnädiger Herr. Kaum hatte ich ihm die Sache allerunterthänigst vorgetragen, so geruhte Serenissimus zu sagen: „Ja, ja, freilich, dem Mann muß geholfen werden, ist ein braver Mann .... ja, und das arme Kind, seine Tochter würde mich in der Seele dauern ..... ich bin Landesvater." — Der gnädigste Herr, unterstand ich mich zu fragen, sind also allerhöchst geneigt, die erforderlichen 10,000 .... — Hm! Hm! erwiederte Se. Königl. Hoheit etwas bedenklich, ist zwar eine große Summe, aber ich

bin Landesvater. — Euer Königl. Hoheit, sagte ich, geruhen also gnädigst zu befehlen, daß .... — Ja, ja, versetzte Serenissimus, das Kind .... die Tochter .... wie heißt sie doch? — Hannchen, gnädigster Herr, unterthänigst aufzuwarten. — Ja, ja, wie gesagt, ich gehe heute nach Ludwigslust, und da kann mir das Kind ..... die Tochter .... die Johanna die unterthänigste Bittschrift zu eigenen Händen überreichen. — Ganz wohl, gnädigster Herr! sprach ich; und so stehen nun die Sachen, lieber Freund, und es freut mich, daß ich dieselben zu Ihrer Satisfaktion so glücklich zum Ziele gebracht habe .... ein lieber Herr, unser gnädigster Landesfürst, immer bereit, seinen Unterthanen hilfreiche Hand zu leisten. Was sagen Sie dazu?

„Wenn nur das Kind .... begann Hr. *** verlegen und räusperte sich, „sie ist so schüchtern, hat noch keinen Umgang mit hohen Herren gehabt .... und da ..... da könnte sie leicht einen Verstoß machen, wenn sie vor dem Angesicht des Herrn ....

„Ei! wo denken Sie hin, mein lieber Freund? Serenissimus sind die Humanität selbst, haben ein Einsehen, der christliche, gnädige Herr, und nehmen so einem armen, jungen, schüchternen Ding nichts übel, wenn auch ....

„Besser wäre es doch, bester Freund, wenn ich die Bittschrift selbst überreichte; ich könnte dann zugleich Sr. Königl. Hoheit die erforderlichen Notizen über den Status meines Vermögens und der gnädigste Herr würde sich überzeugen, daß ....

„Ist nicht nöthig, Lieber, ich habe schon Alles gehörig besorgt. Ja, sehen Sie, und wenn der Herr einmal ein Wort gesagt hat, so muß es bis auf die geringste Kleinigkeit dabei bleiben .... ein gar pünktlicher Herr .... So will er es nun haben, und da kenne ich ihn, und um aller Welt Schätze willen würde ich nicht wagen, um ein Jota von seinen Befehlen abzugehen.

„Nun, lieber Freund, erwiederte Hr. *** mit Resignation," so will ich mich denn fertig machen und mit dem Kind hinausfahren.

„Ist nicht nöthig, Bester; denn Serenissimus geruhten zu sagen: „Bastian! sagten Hochdieselben zu mir, der Vater braucht nicht mitzukommen .... könnte ihm schwer fallen, möchte sich schämen, von seinen Umständen zu sprechen. Bringe du das Kind, die Tochter, und da kann sie sich dann einige Tage bei der B*** aufhalten, bis die Resolution ausgefertigt und die Anweisung ausgestellt ist." Sehen Sie, Lieber, so ist der Herr .... so seelengut,

will Niemand wehe thun, möchte Ihnen gerne die Verlegenheit ersparen. Und die B***, die kennen Sie ja, die Castellanin von Ludwigslust .... eine kreuzbrave Frau, ich darf es wohl sagen, obgleich sie meine Schwester ist. Ja, ja, und da wird es dem lieben Kind, dem Hannchen, recht wohl gefallen.

„Ja, ja, die B***, die kenne ich, wiederholte Hr. *** mit einem unterdrückten Seufzer. „Wenn also ....

„Ist Alles schon arrangirt, zu Ihrem Contentement, lieber Freund! Sehen Sie, ich habe an Alles gedacht, um Ihnen gefällig zu sein. Diesen Abend, wann es Nacht ist, fahren wir ab und kommen auch zur Nachtzeit wieder, daß Niemand etwas merkt, Beileibe nicht! denn Sie wissen, Freund, wie unchristlich die Leute denken und urtheilen. Frägt man nun in diesen Tagen nach dem lieben Kinde: „Krank, unpäßlich, hütet das Bett!“ So sind sie abgefertigt, denn sonst würde es heißen: „Was thut das Mädchen da außen, das Hannchen?“ Und da würden die Leute forschen, aushorchen und nicht ruhen und rasten, bis sie hinter das Geheimniß gekommen wären, und da könnte Ihr Credit leicht Noth leiden, wenn man erführe, daß Sie von dem

gnädigsten Herrn die 10,000 .... Sie verstehen mich schon. Die Welt ist gar zu böse, und ich bin ein christlicher Mann, der gute Werke gern im Stillen verrichtet. So ist es, lieber Freund!

„Nun denn, wie Gott .... wie Sie wollen, fügte Hr. *** verbessernd hinzu, „aber ich gebe Ihnen das gute Kind auf's Gewissen, und ich hoffe von Ihrer Freundschaft und christlichen Gesinnung, daß Sie dasselbe in Acht nehmen werden, wie Ihre eigene Tochter.

„Ja, wie Gott will, seufzte der geschmeidige Kammerdiener mit großer Salbung. „Wir sind Alle in der Hand des Herrn und er kann es mit uns schaffen nach seinem Gefallen; da muß sich der Mensch darein ergeben. Es freut mich von Herzen, lieber, bester Freund, daß Sie so christliche Gesinnungen haben. Ja freilich, auf meine Freundschaft dürfen Sie zählen, davon werde ich Ihnen Beweise geben, und ein Christ bin ich, das weiß der liebe Himmel, zu dem ich armer Sünder täglich mit aufgehobenen Händen bete. Ja wohl, wir sind allzumal Sünder und ermangeln des Ruhmes, den ich armer Sünder vor Gott haben sollte, aber das liebe Kind will ich so wohl versorgen, als meine eigene Tochter — wenn ich eine hätte, und bei der christlichen Frau B***

ist sie so gut aufgehoben, als in Abrahams Schoos; das fromme Weib versäumt keine Kirche und daraus können Sie auf ihr rechtschaffenes Gemüth schließen. Jetzt will ich mich empfehlen, theuerster Freund, und schicken Sie das Frauenzimmerchen zu mir, incognito, bei Nacht und Nebel, wie die ersten Christen zusammenzukommen pflegten, um der Anfechtungen der Gottlosen und Weltkinder willen."

Herr Christian *** sah ihm mit einem Blicke nach, worin sich innere Wuth und Herzensangst malten, schlug sich mit der geballten Faust vor die Stirn, und schritt mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. „Verdammter heuchlerischer Schurke!" rief er wüthend aus; ja jetzt durchschaue ich dich ganz und umsonst wäre die Hoffnung, daß du mit der arglosen Jugend Mitleiden .... aber was will ich denn, fügte er in sinkendem Tone hinzu, bin ich nicht noch schlechter, als dieser Mensch? Elender! Umsonst suchst du dir dein Verbrechen durch thörichte Hoffnung zu verhehlen, es steht in seiner ganzen Größe vor deiner gemarterten Seele: der Vater verkauft sein eigenes Kind! Aber ist es denn mein ...? Nein, noch ist die ruchlose That nicht vollbracht .... Mag es kommen, wie es will, lieber in Schande und Schmach untergehen, als ....

Man pochte. Der gepeinigte Mann fuhr zusammen und rief mit schwankender Stimme: herein! Ein Handlungsdiener händigte ihm einen Brief ein; er erbrach ihn und las in Absätzen: Euer belieben .... acht Tage nach Sicht .... an die Ordre .... die Summe von .... Er ging in Gedanken auf und ab. Der Handlungsdiener sah ihn mit zweifelhaften Blicken an und bot ihm den ausgestellten Wechsel zur Acceptation dar. Rasch trat er an den Tisch, tauchte die Feder ein und unterschrieb. Der Commis empfahl sich. „Jetzt ist der Wurf geworfen, und ich kann nicht mehr zurück, sagte der Unglückliche und verließ das Zimmer. —

In ihrem Zimmer saß seine Tochter Johanna vor dem Klavier. Sie war ein sanftes, schönes Geschöpf, über dessen ganzes Wesen der Liebreiz argloser Unschuld ausgegossen war. Als ihr Vater eintrat, stand sie auf, ihn zu empfangen. Er winkte ihr stumm mit der Hand, fortzufahren. Sie sang, unter Begleitung des Instruments, in einfacher, rührender Weise. Der Vater ging auf und ab, in sprachlosem Schmerz, und warf von Zeit zu Zeit Blicke unendlicher Seelenangst auf die Tochter. Endlich ermannte er sich, trat zu ihr und fuhr mit der flachen Hand über die auf ihrer hohen Stirn glatt

gekämmten Haare. „Du bist ein gutes Kind, Hannchen, und liebst deinen Vater, nicht wahr, meine Tochter?“ sagte er und faßte krampfhaft ihre Hand.

„Wie magst du noch fragen, Vater? erwiederte sie unbefangen und blickte ihn mit ihren blauen Augen unschuldig lächelnd an.

„Ich bin, fuhr er stockend fort, in einer kleinen .... großen Verlegenheit, wollte ich sagen, und aus dieser könntest du mich reißen, wenn ....

„Du weißt ja, lieber Vater, daß ich stets bereit bin, Alles zu thun, was dir Vergnügen macht. Befehle nur, so ....

„Sieh, liebes Kind, der Handel und Wandel im menschlichen Leben hat so seine Launen und Zufälle, und die besten Geschäfte gehen bisweilen etwas schief. Du weißt, ich habe ein ausgebreitetes Gewerbe, und da sind mir nun plötzlich so viel unerwartete Zahlungen auf den Hals gekommen, daß ich einer großen Summe bedarf, um sie zu befriedigen und meinen Credit ....

„Soll ich dir meine Sparkasse, Väterchen .... fiel die Tochter schnell ein und stand auf, um sie zu holen.

„Du gutes Kind, wie solltе ich dich dessen berauben .... und überdieß wäre es viel zu wenig; aber

du kannst mir aus der Verlegenheit helfen, wenn du meine gehorsame Tochter sein willst. Du kennst ja den Kammerdiener Sr. Königl. Hoheit ....

„Ach ja, Vater! aber ich muß dir gestehen, ich habe ihn nie recht leiden können; ich halte ihn für falsch und hinterlistig, so freundlich er auch thut; er sieht einen mit so eigenen Blicken an, daß einem ganz bange wird. Neulich führte er auch gar seltsame Reden gegen mich, die ich nicht recht verstanden habe; wenn du es aber wünschest, Väterchen, so ....

„Du thust ihm vielleicht Unrecht, liebes Kind; bei Hof muß man gewisse Manieren annehmen, aber er ist doch .... er scheint mir doch ein braver Mann zu sein, und er hat sich recht freundschaftlich erboten, mir .... wenn du anderes ....

„Sage nur, was ich thun soll; ich will ihm gewiß recht gute Worte geben. Für dich ist mir nichts zu schwer, lieber Vater.

„Sieh, mein Kind, die Sache ist so .... hängt so zusammen: Der Cämmerier hat ein gutes Wort für mich eingelegt bei unserem allergnädigsten Großherzog, und der will mir eine gewisse Summe Geldes geben .... darleihen .... und da sollst du .... du die Bittschrift für mich überreichen.

„Von Herzen gerne, Vater. Das ist recht edel von dem Großherzog, und ich will ihn dafür auch lieben und verehren, wie ....

„Nein, nein Kind, fuhr der Vater erschrocken auf. Ja, ja, fügte er sich sammelnd hinzu, verehre ihn, wie ein Kind seinen Vater. Du mußt dich jetzt zur Abreise bereit machen; der Großherzog ist in .... in Ludwigslust .... und .... (Hier versagte ihm die Stimme.)

„Sogleich, Vater. Du begleitest mich dahin und dann kommen wir diesen Abend wieder zurück, nicht wahr?

„Das kann nicht sein, erwiederte der Vater zögernd. Geschäfte halten mich ab .... der .... Kammerdiener wird dich hinbringen .... zu einer Frau B***, aber .... aber traue .... d. h. man darf Niemand zu viel trauen, mein Kind.

„Der Herr Cämmerier sind ja unser Hausfreund und vielleicht thue ich ihm Unrecht," versezte die Tochter und ging der Thüre zu.

Der Vater eilte ihr nach, schloß sie in seine Arme und sagte fast weinend: „Aber nein, liebes Kind, wenn dir dieses Geschäft, bleibe lieber hier .... du bist so schüchtern .... du kennst die Welt und die Menschen nicht ....

„Wie bist du so sonderbar, Vater, warum soll ich nicht Alles gerne für dich thun? erwiederte Hannchen unbefangen und verließ das Zimmer.

Der Vater starrte ihr nach, schlug sich mit geballter Faust auf die Stirn und sagte im Tone der Verzweiflung: Seelenverkäufer!

VII

„Hier, Schwester, bringe ich dir das liebe Kind, sorge für dasselbe, als ob es deine leibliche Tochter wäre, sagte der großherzogliche Kammerdiener zu seiner Schwester, der Frau B***, einer runden, wohlbeleibten Frau von etlichen und vierzig Jahren. „Sie hat dem Herrn ein Bittschriftchen zu überreichen, und wollen zu Gott hoffen, daß der Himmel sein Herz erweiche und seine Ohren den Bitten der Flehenden öffne .... es ist ja so ein guter, kreuzbraver Herr .... Ja, ja, bittet, so wird euch gegeben, klopfet an, so wird euch aufgethan .... Das Kind ist ja so artig und bescheiden, und ihr Vater ist so ein wackerer Mann. Der Herr wird Alles wohl machen, fügte er in scheinheiligem Tone hinzu.

Die Castellanin von Ludwigslust musterte das Mädchen mit eigenthümlichen Blicken, kneipte sie in die blühenden Wangen und sagte: „Nur Muth

gefaßt, Jüngferchen! Der Herr ist sehr gnädig, und schlägt nicht leicht etwas ab, wenn es ihm in gehöriger Art vorgetragen wird. Nur hübsch bescheiden und willig, dann wird Alles gut gehen. Morgen nach der Jagd wollen wir die Sache arrangiren; man muß nur den guten Augenblick abpassen, dann schlägt so ein Herr nicht leicht etwas ab; ich will schon für Alles sorgen.“

„Ja, ja, mein Kind, fiel der fürstliche Kammerdiener ein, wie gesagt, mit Gottes Hilfe wird Alles wohl gehen. Bedenken Sie nur immer, was Ihre kindliche Pflicht von Ihnen fordert. Es ist freilich eine große Summe, und wenn der Himmel des Herren Herz verhärtete, so wäre Ihr Vater ein geschlagener Mann; aber wir wollen das Beste hoffen. Darum in Gottes Namen .... Große Herren sind oft sonderbar, liebes Kind, und verlangen Dinge .... Ja, ja, da muß man sich aber fügen ....

„Gewiß, betheuerte Hannchen unschuldig, werde ich es an der erforderlichen Ehrfurcht gegen Seine Königl. Hoheit nicht fehlen lassen.

„Ehrfurcht?! — wiederholte der Kammerlakei mit gedehntem Tone .... schon recht .... ganz gut .... Ja, ja, das ist freilich erforderlich, um seine unterthänigste Devotion an den Tag zu legen....

allein .... aber solche Herren contentiren sich bisweilen hiemit allergnädigst nicht, sondern verlangen auch Liebe .... Ja, mein Kind, die verlangen sie .... und das ist dann Unterthanenpflicht ....

„Mit allem Recht, versetzte Hannchen, fordert der Großherzog, als Landesvater, die Liebe seiner Unterthanen.

„Ja, ja, da haben Sie gewissermaßen Recht, mein Kind, und da er solche Liebe nicht von allen seinen Unterthanen persönlich entgegennehmen kann, so muß sie von denjenigen freudig dargebracht werden, welche er besonders dazu beruft und auserwählt. Sehen Sie, zu denen gehören Sie nun, und sind berufen, den Landesvater von Herzen zu lieben.

„Dieses Kapitel will ich ihr schon beibringen, unterbrach ihn die Castellanin von Ludwigslust mit einem schelmischen Blicke. Sehen Sie, Jüngferchen, umsonst ist der Tod, und wer bittet, muß auch gewähren. Darum, kurz und gut, dem Herrn darf man nichts abschlagen, was er auch fordern mag.

„Um Gottes willen, was könnte er denn von mir fordern? rief Hannchen erschrocken aus.

„Alles, erwiederte der Kammerdiener im Kanzeltone, dieweil er der Gesalbte des Herrn ist und an Gottes Statt regiert. Seid unterthan der Obrigkeit,

die von Gott eingesetzt ist, sagt die heilige Schrift. Gleichwie man nun den Geboten Gottes blindlings gehorchen muß, also muß man auch die Gebote des irdischen Regenten ohne Widerrede erfüllen."

„Sie predigen ja allerliebst, Onkel; man sollte Sie zum Hofprediger machen, so erbaulich wissen Sie die Unterthanenpflicht einzuschärfen," sagte ein Mädchen von etwa zwanzig Jahren, die inzwischen eingetreten war, in frivolem Tone. „Kommen Sie, liebes Kind, Sie haben jetzt der Pflicht christlicher Andacht gebührend Genüge geleistet; wir wollen lieber die Zeit ein wenig verplaudern, fügte sie hinzu, nahm Hannchen unter dem Arm, trillerte ein muthwilliges Liedchen, und zog sie zur Thüre hinaus.

— Die wird ihr schon beibringen, wie man Bittschriften überreicht, sagte die Castellanin von Ludwigslust, den Beiden mit bedeutenden Blicken nachsehend. Was hast du denn da für eine Gans gebracht? fragte sie ihren Bruder. Sie weiß ja nicht einmal ....

„Der Herr liebt solche Gänse, versetzte der Kammerdiener mit christlicher Gelassenheit; aber, fügte er bedenklich hinzu, deine Lisette will mir immer weniger gefallen .... dieses ausgelassene, heidnische Wesen .... kein Funke von Christenthum .... Kommt

da herein und lacht mich aus .... Sitzet nicht, wo die Spötter sitzen .... Kein Wunder, daß der Herr sein Herz von ihr gewendet hat .... er ist ein christlicher Herr, der Gottes Wort vor Allem ....

„Höre, Bruder, fiel Frau B*** ein, lasse doch den lieben Gott hier aus dem Spiele, der hat mit euren Geschäften nichts zu thun. Gegen mich hast du doch nicht nöthig, den Heuchler zu spielen; wir kennen uns ja.

„Zum Teufel! ...... Verzeih mir Gott meine Sünde, bald hätte ich einen unchristlichen Fluch gethan. So sind die Weltkinder, Frömmigkeit nennen sie Heuchelei. Bin ich nicht immer, die Tage meines Lebens, ein guter Christ gewesen?

„Ja, ja, du hast von jeher die Kirche fleißig besucht, das muß ich dir nachrühmen, ohne dabei deine andern Geschäfte zu versäumen, spottete Fr. B***.

„Der Gerechte muß viel leiden, seufzte diese im Mondschein geronnene Dienstbotennatur. Ich bin ein treuer Diener meines Herrn, der thun muß nach seinen Geboten, und der Herr mein Gott wird mir meine Treue für seinen Gesalbten nicht zur Sünde rechnen. Unglauben, weltliche Eitelkeit und Hoffart, Irrlehre und Gotteslästerung aber sind ferne von mir, und ich stärke mich täglich im Gebete.

„Das wird dir heilsam sein bei der Menge deiner Sünden, sagte Frau B***; warf einen geringschätzenden vielsagenden Blick auf ihn, und verließ das Zimmer.

„Leider wird in diesen verderbten Zeiten des dürren Feldes immer mehr; der Teufel geht einher wie ein brüllender Löwe, und sucht, wen er verschlinge; sagte der geheime Cämmerier mit einem andächtigen Blicke gen Himmel. —

Inzwischen hatte Lisette, die Tochter der Castellanin von Ludwigslust, Hannchen in ein anderes Zimmer geführt. Hier setzte sie ihr Erfrischungen aller Art vor, plauderte vertraulich mit ihr, als ob sie schon seit Jahren die genausten Bekannten wären, trat an's Clavier, spielte, sang, tanzte im Zimmer herum, trieb allerhand tolle Streiche. Hannchen, die einfach auf dem Lande erzogen, aber natürlich frohen Sinnes war, fand nach und nach Gefallen an diesem ungenirten Wesen des schönen und jovialen Geschöpfes.

„Also eine Bittschrift, fragte sie mit komischem Ernst, wollen Sie dem Durchlauchtigsten überreichen? Ach, wie dauern Sie mich! Das ist eine schwere Sache, die Sie unternehmen, und ein saurer Gang, den Sie da thun müssen, mein liebes Kind.

„Freilich, versetzte Hannchen ängstlich, es ist mir ganz bange dabei; ich habe noch nie mit großen Herren geredet; wenn mich der Herr nun rauh anfährt und mir meine Bitte abschlägt, da würde ich vor Scham in den Boden sinken.

„Ha! Ha! Ha! Das fürchten Sie im Ernst, liebe Einfalt! Ich will Sie darüber beruhigen, rief Lisette, unmäßig lachend, und zog das Mädchen mit raffinirter Ausgelassenheit gleich einer Buhle vor den Wandspiegel. „Blicken Sie einmal da hinein. Betrachten Sie die Lilien und Rosen auf diesen blühenden Wangen, die hohe Stirn, das blaue Auge, die hellbraunen Locken, das runde Oval des Gesichts, das Grübchen im Kinn, diesen Schwanenhals, der auf schneeweißen Schultern ruht, diesen sanft gewölbten Busen, diese grazienhafte Gestalt — einer solchen Bittstellerin schlägt kein christlicher Fürst etwas ab, was Sie auch von ihm verlangen mögen. Darum nur getrost, mein kleiner Engel!

„Mein Gott, erwiederte Hannchen verschämt, ein so großer Herr wird sich wenig um die Reize bekümmern, die ich etwa besitzen mag. Zudem ist der Fürst ein alter Mann, und ich könnte ja seine Tochter oder gar seine Enkelin sein.“

„Um so besser, mein Kind; aber ich muß mich wundern, daß man Sie hieher schickt, um eine Bittschrift zu überreichen, ohne Sie zuvor von der Rolle, welche Sie zu spielen haben, gehörig zu unterrichten. Hat man Ihnen denn gar nichts gesagt?

„Nichts, als daß ich eine Bittschrift zu überreichen habe, und daß der Gegenstand für meinen Vater von großer Wichtigkeit ist.

„Nichts, in der That nicht? rief Lisette aus, und blickte dem erschrockenen Mädchen forschend in's Angesicht.

„Gewiß nicht, versetzte Hannchen im Tone unverkennbarer Aufrichtigkeit; und ich bin recht in Verlegenheit, wie ich mich zu benehmen habe; denn ich habe noch nie vor dem Angesicht eines so großen Herrn gestanden.

Lisettens Züge gingen von der ausgelassensten Laune plötzlich in tiefen Ernst über. Sie schritt das Zimmer hinab und murmelte für sich: Ja, so mordet ihr die vertrauensvolle Unschuld, ihr verfluchten Seelenmäkler! So bin auch ich geopfert worden. Sei's darum, was geht es mich an; sie wird früher oder später ihrem Loose nicht entgehen. Dieser heuchlerische, scheinheilige Schurke wird ihr noch einen

Spruch aus der Bibel mitgeben, ehe er sie dem Moloch in den Rachen stößt, und dieses freche, gewissenlose Weib, das sich meine Mutter nennt — ich möchte rasend werden, wenn ich an die entflohenen Tage meiner Unschuld zurückdenke! Was war ich einst, und was bin ich jetzt? Doch weiter: ich will sie prüfen, ob sie wirklich so rein ist, als sie sich stellt, und dann soll es mir Freude machen, diesen Menschen ihr schändliches Spiel zu verderben."

„Sagen Sie mir doch, meine Beste, geben Sie mir einen guten Rath, wie ich mich zu benehmen habe," bat Hannchen mit kindlicher Unbefangenheit.

„Das will ich, mein Kind, erwiederte Lisette mit zurückkehrender Laune, in der jedoch ein bitterer Ernst lag. Merken Sie wohl auf: Die Flügelthüren öffnen sich und schließen sich wieder hinter Ihnen. Sie stehen vor dem Angesicht des Allmächtigen dieses Landes. Stern und Orden strahlen von seiner Brust und verblenden Ihre Augen. Sie treten näher, furchtsam, zagend, die Bittschrift in der zitternden Hand. Er schreitet Ihnen entgegen, gnädig, liebreich, wie ein höheres Wesen. „Was wollen Sie, liebes Kind?" erschallt aus seinem Munde; er nimmt die dargebotene Bittschrift mit höchsteigenen Händen, entfaltet sie und scheint darin zu lesen. ....

„Mein Gott, er wird sie doch wirklich lesen und nicht bloß sich so stellen, rief Hannchen bestürzt aus.

„Kleine Thörin, große Herren haben eine Prophetengabe; er weiß schon im Voraus, was darin steht, das sagt ihm sein kleiner Finger. Nachdem er also eine Weile in das Papier geblickt hat, legt er es nachläßig bei Seite, wie Fürsten zu thun pflegen. Dann tritt er mit fürstlicher Grazie auf Sie zu, betrachtet Sie mit Wohlgefallen und spricht: „Die Sache ist von Belang, aber Ihr Vater hätte keinen besseren Fürsprecher wählen können." Was wollen Sie ihm nun antworten?

„Du lieber Gott, ich werde ihn recht flehentlich bitten, daß er doch in seiner hohen Gnade und Weisheit .... als Landesvater ....

„Recht so mein Kind, diese kindliche Demuth wird dem Allerhöchsten gefallen, und er wird erwiedern: „Beruhigen Sie sich, meine Liebe; Sie sind eine recht gute Tochter, und ich werde Alles thun, um Ihrer Bitte zu willfahren; aber die Bittschrift muß zuvor in's geheime Cabinet, zum Bericht, das ist so in der Ordnung. Sie bleiben inzwischen noch einige Tage hier, um das Resultat abzuwarten, das gewiß zu Ihren Gunsten ausfallen wird."

„Was soll ich dann hierauf sagen? fragte Hannchen mit pochendem Herzen.

„Sie greifen nach seiner hochfürstlichen Hand und küssen sie; dieselbe wird bereits so schlaff am Leibe hängen, daß es keine Mühe machen wird, sie zu erhaschen und an Ihren kleinen Mund zu führen. Dieser Kuß wird Wunder thun, und das Gesicht Sr. Königlichen Hoheit so hell strahlen, als die Sonne am Mittagshimmel. Das wird für Sie ein gutes Zeichen sein, daß Ihnen der Stern seiner Gnade aufgehe. Nun wird er näher treten, Sie sanft in die Wangen kneipen und mit landesväterlich gerührter Stimme fragen: „Wie alt sind Sie, mein schönes Kind?"

„Das will ich ihm ehrlich sagen, und wie wird es dann weiter gehen?

„Sie haben allerdings noch keine Ursache, Ihr Alter zu verbergen, versetzte Lisette lächelnd. Und wie es dann weiter gehen wird? wollen Sie wissen, fügte sie muthwillig hinzu. Ja, das, mein liebes Kind, das will ich Ihnen unter vier Augen und ohne Licht sagen. Kommen Sie, wir schlafen heute in einem Zimmer." —

Der Kammerdiener Sr. Königl. Hoheit schlich im Vorzimmer des fürstlichen Kabinets auf und ab;

sein Gang war so leise, als der einer Katze. Von Zeit zu Zeit blieb er in der Nähe der Thüre, welche ins Kabinet führte, horchend stehen. „Ja, ja, sagte er für sich, das ist nun so der Welt Lauf; große Herren haben freies Spiel. Der Vater ist es zufrieden, ist sie's auch zufrieden, was geht es mich an? Da kann man einmal am jüngsten Tag nicht sagen: „Sebastian! Sebastian! Das wird in die Wagschale deiner Sünden gelegt." Dafür würde sich der Sebastian schön bedanken. Was hat er denn gethan? In das fürstliche Kabinet hat er sie eingeführt, um eine Bittschrift zu überreichen. Was weiter geschieht, geht ihn nichts an; da ist er so rein, wie ein neugeborenes Kind. Und was ist's am Ende für ein Unglück! So ein Ding ziert sich ein wenig, grämt sich ein wenig, und dann ist's aus. Wir haben solcher Fälle mehr erlebt. Ja, ja, so eine Person, die ferne vom Hof aufgewachsen ist, fühlt sich vernichtet durch den Anblick fürstlicher Hoheit; der Respekt drückt sie zu Boden, sie wagt nicht zu widerstreben; so ein Herr hat leichtes Spiel. Nun, nun, der Sebastian hat auch nicht immer bloß die Brocken von der fürstlichen Tafel aufgelesen, aber ganz in der Stille, ganz in der Stille, fügte er mit behaglicher Rückerinnerung hinzu.

In diesem Augenblicke wurde die Thüre des fraglichen Kabinets rasch geöffnet. Hannchen trat heraus; ihre Wangen glühten hochroth, ihre Augen funkelten und ihr Busen hob sich von heftiger Gemüthsbewegung. Sie warf einen verächtlichen Blick auf den Kammerdiener, der sein Gesicht in die freundlichsten Falten legte, einen Bückling machte und mit heuchlerischer Theilnahme sagte: „Doch Alles glücklich vorübergegangen? Wollen es hoffen, ist ja so ein freundlicher, gnädiger Herr."

Hannchen ging an ihm vorüber, ohne eine Sylbe zu erwiedern. Er blickte ihr mit einigem Staunen nach und sagte: „Die nimmt es hoch, wird es aber schon wohlfeiler geben lernen. Man hat Exempel dieser Art. Ja, ja, der alte Sebastian ist nicht von heute und nicht von gestern; er hat schon ein schönes Loch in die Welt hineingelebt, und weiß auf ein Haar, wie es darin zugeht."

Die Glocke ertönte heftig aus dem fürstlichen Kabinet. Herr Sebastian gab schnell seinem Gesichte das ordonnanzmäßige Aussehen und eilte hinein. Der Großherzog ging hastig auf und ab und war sehr echauffirt. Sebastian blieb bocksteif stehen wie eine Bildsäule, stumm des Gebieters Befehle erwartend. Der Großherzog ging erst ein paar Mal

vorüber und warf grimmige Blicke auf ihn; dann trat er hart auf ihn zu, packte ihn mit dem Zeigefinger und Mittelfinger an dem obern Theil der Weste und zog ihn hin und her, daß der obere Theil seines Körpers wackelte wie eine Pagode. „Herr Sebastian! schrie er ihm in die Ohren, wir sind und bleiben eben ein altes Rindvieh, und werden, wie es scheint, täglich dümmer, je älter wir werden."

Herr Sebastian rührte sich nicht und blieb stumm wie ein Fisch. „Bastian! Kanaille! Hundeseele! Sprich, thue dein verdammtes Maul auf!" rief Ludwig wüthend. Sebastian schwieg. „Sollte ich nicht den Hund zerbrechen, so macht er mir's immer!" fuhr Ludwig fort, schüttelte ihn noch einmal heftig und ließ ihn dann los. Sebastian stand wie eine Mauer.

Der Großherzog ging einigemal auf und ab; sein Gang wurde allmälig weniger hastig; dann blieb er vor dem armen Sünder stehen und sagte: Bestie, warum hast du mir keine Antwort gegeben?

— Ew. Königl. Hoheit wissen, versetzte Herr Sebastian ruhig, daß ich stets schweige, wann ich Höchstdieselben in solch' fürstlicher Aufwallung erblicke.

— Ich habe dir aber befohlen zu reden. Warum hast du den Mund nicht aufgethan?

— Das läßt der Sebastian bleiben, weil er klug ist, halten zu höchsten Gnaden. Ew. Königl. Hoheit sind schrecklich in Ihrem Zorn, daß einem Leib und Seele erzittern. Da wünsche ich mich weit weg in die Wüste, lieber in die Klauen der Löwen und Tiger möchte ich fallen, als vor .... Königl. Hoheit zu stehen, wann Sie zornig sind, denn Höchstdero Angesicht hat alsdann etwas so erschrecklich Majestätisches, daß einem die Haut schauert, der Athem in der Brust erstirbt und das Mark in den Gebeinen erfriert, halten zu Gnaden, gnädigster Herr, aber so ist es, und der alte ehrliche Bastian kann nicht lügen, sondern muß eben die reine, nackte Wahrheit sagen, wie sie ist, wenn er sich auch allerhöchstes Mißfallen dadurch zuziehen sollte.

— Nun, so arg ist es doch nicht, du bist eben ein alter Hasenfuß! sagte der Fürst mit lächelnder Miene, aus der Selbstgefühl und inneres Behagen leuchteten. Ich nehme dir ja den Kopf nicht gleich, wenn ich auch ein wenig zornig bin.

— Ach, du lieber Heiland, das heißen Ew. Königl. Hoheit „ein wenig zornig," wenn jedem Christenmenschen bei Ihrem Anblick das Herz im Leibe erbeben muß, erwiederte Sebastian in lamentabelm Tone die Hände über dem Kopf zusammenschlagend.

— Nun, wahrhaftig, was machst du für ein Leben daraus; ich würde mich nicht fürchten, und wenn mir der Teufel in eigener Gestalt erschiene.

— Ja, Ew. Königliche Hoheit und der alte Bastian: das sind zwei. Höchstdieselben kennen keine Furcht, als ein Herr, der in vielen Schlachten ....

— Hauptschlachten, Treffen, Vorpostengefechten und Scharmützeln, Bastian ... aber das verstehst du nicht, da muß man die Kriegskunst studirt haben ... Ja, ich habe in meinem Leben schon manche Kugel sausen hören.

— Hu! Hu! da läuft mir's kalt den Buckel hinauf, wenn ich nur davon reden höre, geschweige denn ... aber nehmen mir Ew. Königliche Hoheit nicht ungnädig, da würde ich wegbleiben, denn was braucht so ein hoher Herr sein Leben ....

— Man sieht wohl, daß du von gemeinem Geblüte bist, das ist angestammte, von den Altvordern ererbte Tapferkeit. Da kocht einem das Blut in den Adern, wenn man den Kanonendonner hört, und man kann sich nicht zurückhalten.

— Gottlob, daß der alte Bastian nicht von so vornehmem Blute ist, der bleibt in Sicherheit und denkt, weit davon ist gut für den Schuß; aber um die Kriegskunst muß es doch etwas Außerordentliches

sein; mir steht immer der Verstand stille, wenn ich alle die Schlachtplane und Landkarten, und was das Zeug Alles ist, sehe, die Ew. Königliche Hoheit manchmal in ihr Kabinet ....

— Ja, Bastian, da hast du keinen Begriff davon, das ist zu hoch für deinen schwachen Verstand.

— Ja, gnädigster Herr, das ginge nimmermehr in meinen dummen Kopf hinein. Wie ein Mensch das Alles nur so behalten kann; Ihre Königliche Hoheit werfen nur einen Blick auf den Plan und sagen sogleich, da ist ein Fluß, da ist ein Berg, da ist eine Schanze.

— Das ist All' noch nichts, dummer Teufel! Wahre Kleinigkeiten gegen die Kombinationen.... ja, die Kombinationen.... verstehst du, Bastian, das macht den wahren Feldherrn .... da liegt der Haase im Pfeffer.

— Com ... Com ... Der Himmel mag solche studirte Wörter behalten, da wirbelt mir der Kopf.

— Davon könnte ich dir noch mehr sagen, fuhr Ludwig selbstgefällig lächelnd fort, aber das hieße Perlen vor die Säue werfen. Wenn du erst von Strategie, Taktik, Operationsbasis, Operationslinie, Transcheen, Minen, bedeckten Wegen u. s. w. hörtest, da würdest du Mund und Nase aufsperren.

— Ich will verdammt sein, sagte Sebastian im Tone höchster Verwunderung, wenn ich ein einziges dieser verfluchten Wörter behalten kann. Ew. Königliche Hoheit müssen einen Kopf haben, wie .... wie .... daß all' das bunte Zeug hineingeht. Was das für ein immenses Gedächtniß ist! Das bleibt mir immer und ewig unbegreiflich.

— Ja, was ich einmal im Kopfe habe, das bleibt, versetzte der Großherzog lächelnd, und wen ich einmal gesehen habe, erkenne ich auf den ersten Blick wieder. Ich weiß alle Soldaten meiner Leibgarde mit Vor- und Zunamen.

— Das weiß Gott der Herr, seufzte Sebastian, ich bin doch auch keiner von den Dümmsten, aber das scheint mir mit Hexerei zuzugehen. In meinem Leben ist mir kein Mensch vorgekommen, der so etwas vermocht hätte.

— Und Bastian, nicht nur das, sondern auch, wie lange jeder Mann dient, den Tag, an dem er in den Dienst getreten ist, das Ende seiner Kapitulation, wie viel Fuß und Zoll er mißt. Verstehst du, Bastian?

— Ja, leider verstehe ich, daß ich auf dieser Welt nur ein Esel bin und nicht würdig, Ew. Königlichen Hoheit nur die Schuhriemen aufzulösen; aber ein

Trost bleibt mir, daß der alte Bastian ein treuer alter Diener ist.

— Ja, du Hallunke du, da bringst du mich eben wieder auf das rechte Kapitel, das ich fast vergessen hätte. Ein ehrlicher, treuer Diener willst du sein? Nein, ein lügnerischer Schuft bist du. Hast du mir nicht gesagt, daß das Mädchen da ... die Person ... freiwillig und ohne Zwang .... Die hat mich aber schön anlaufen lassen, und hat mir überdieß einen Sermon gehalten, daß ich als Landesvater.... Ha! Was antwortest du darauf, Schurke?

— Ei! Sie wissen ja, gnädigster Herr, daß der Baum nicht auf den ersten Hieb fällt. Wenn Ew. Königliche Hoheit so den gewöhnlichen Schlag .... Sie verstehen mich ... Aber Ew. Königliche Hoheit hatten ja ausdrücklich Ihre hochfürstliche Neigung auf diesen Gegenstand fixirt, und da habe ich, als ein treuer Diener, nicht ermangelt, Fürsorge zu treffen, daß ...

— So; meinst du, ich werde meine mir von Gott verliehene Gewalt so ruchlos mißbrauchen, um ein solches Geschöpf, wider ihren Willen und mit Gewalt .... Weißt du nicht, daß ich Landesvater bin und an jenem Tage Rechenschaft abzulegen habe? Vor Gott ist Niemand vollkommen, aber Schwach-

heitssünden sind pardonnabel, und andere habe ich mir nie zu Schulden kommen lassen.

— Das sei ferne von mir, daß ich Ew. Königliche Hoheit zu solcher Missethat verleiten wollte, ich bin ein christlicher Mann. Aber der Vater hat seine Einwilligung dazu gegeben, und die Person ist freiwillig gekommen, was konnte ich da glauben, daß annoch gewisse Bedenklichkeiten .... da aber nunmehr der Fall so ist, und Ew. Königliche Hoheit zartes Gewissen .... Je nun, so will ich denn gleich gehen und die bewußte kleine Person in die Stadt zurückbringen, versetzte Herr Sebastian mit einer tiefen Verbeugung und schritt der Thüre zu.

— Ei, so renne du und der Teufel! rief ihm der Großherzog ärgerlich nach. Mußt du denn gleich davon schießen, ehe du Unsere höchste Intention ganz vernommen und wohl begriffen hast? Wie sagtest du, der Baum falle nicht auf den ersten Hieb.... Nun, die Person kann sich noch besinnen ... die Resolution ist ohnedieß noch nicht ausgefertigt .... Ihre Blödigkeit hat mir gerade nicht mißfallen, und ihre Ehrfurcht vor Unserer fürstlichen Person verdient Unsern ganzen Beifall ... Wenn also, hörst du, Bastian .... Man muß ihr Zeit gewähren .... aber das sage ich dir, keine Art von Zwang, so lieb dir meine

Gnade ist .... Ich bin ein christlicher Fürst und Vater meiner Unterthanen. Jetzt kannst du gehen, und handle nach Unserm Willen.

— Wo denken Ihre Königliche Hoheit hin? Ich werde mich hüten, etwas gegen die Landesgesetze.... Weiß ich denn nicht, daß Ew. Königl. Hoheit, obwohl ein gnädiger Herr, dennoch ein strenger und gerechter Richter sind, und das Schwert der Gerechtigkeit, das der Himmel in Ihre Hände gelegt hat, handhaben ohne Ansehen der Person, sagte Herr Sebastian mit einer Verbeugung und ging. —

* * *

„Nun, wie ist die Audienz ausgefallen? rief Lisette Hannchen zu, die mit noch purpurrothen Wangen in's Zimmer trat.

— „Ich danke Ihnen für Ihren guten Rath, liebe Freundin, erwiederte diese; ich habe ihn befolgt und er ist mir von Nutzen gewesen. Ich bin ein einfaches Landmädchen und kenne die Welt nicht, aber Sie haben mir zu meinem Glücke die Augen geöffnet. Die Wahrheit, die ich mit Ehrerbietung vortrug, fand Eingang bei dem Herrn .... Scheu vor der Tugend, oder Gefühl der Schicklichkeit... die Fürsten

wären gewiß nicht so schlimm, als es viele sind, wenn nicht, wie Sie sagen, ihre Umgebungen.... Ich hatte bisher keine Begriffe von diesem Allen, aber jetzt habe ich es selbst gesehen.

— „Sparen Sie Ihr gutmüthiges Vertrauen bis zum Ende, versetzte Lisette warnend; ich kenne diese Menschen und ihr Treiben. Die Neigungen der Fürsten sind unbändig, weil sie die meisten befriedigen können, und tausend unreine Hände stets zu ihrem Dienste bereit sind. Der Anstand, das Gewissen, die Furcht vor Himmel und Hölle, spielen ihre Rolle in diesen Machinationen; aber es gibt hundert offene Hinterthüren, durch welche man diesem Allen zu entgehen weiß. So leicht läßt kein Mächtiger seinen Raub fahren. Man wird Sie noch einige Tage hinhalten und neue Versuche machen, aber seien Sie ruhig, ich kenne ihre Schliche und werde für Sie wachen.

— „O, thun Sie das, meine einzige Stütze in dieser Noth! Die Pflicht gegen meinen Vater gebietet mir, noch länger an diesem Orte zu verweilen; seien Sie mein Schutz! rief Hannchen mit Innigkeit und warf sich in Lisettens Arme. —

* * *

— Diesen Streich hat uns Niemand anders gespielt, als die grillenhafte Jungfer Lisette, die neuerdings ein Vergnügen darin zu finden scheint, die Tugendhafte zu machen und uns den Spaß zu verderben," sagte Herr Sebastian zu seiner Schwester. „Es ist einfältig von uns, daß wir sie nicht zuvor auf eine gute Art entfernt haben; wir hätten ihre bösen Launen doch kennen sollen. Dann wäre die dumme Gans aus lauter dummem Respekt ungewarnt in das Garn gegangen.

„Ei! Was nicht geschehen ist, kann noch nachgeholt werden, versetzte zornig die Castellanin von Ludwigslust; „sie muß fort, damit wir freies Spiel haben, und das heute noch, auf der Stelle.

„Ruhig, Frau Schwester, nur keine Gewaltstreiche! Fein und pfiffig muß man auftreten und im Stillen ans Ziel gelangen. Der Großherzog will nun einmal seine Inklination befriedigen, das habe ich weg, und da muß man auf Mittel denken ... Aber nur nichts Gewaltsames .... Die Lisette weiß zu viel von unsern Sachen, und ist zu obstinat, als daß man es wagen dürfte .... aber es gibt ja noch andere Wege .... Der Himmel wird seinen Knecht erleuchten .... Aber keine Gewalt, die hasse und verabscheue ich .... das wäre gottlos und sündhaft ....

Alles auf friedlichem, gesetzlichem Wege; geschehe dann, was da wolle, so sind wir außer Schuld. Ja, den Rücken muß man sich immer frei halten."

* * *

Zwei Tage später stand Herr Sebastian Butterwek (wie wir ihn nennen wollen) mit bedenklicher Miene in dem Wohnzimmer seiner Schwester, der Kastellanin von Ludwigslust. „Das ist eine fatale Geschichte, ein solcher casus ist mir in praxi noch nicht vorgekommen," sagte er und krazte sich hinter den Ohren. Das muß verschwiegen bleiben. Ja, das muß verschwiegen bleiben. Wenn es vor den Herrn käme, der würde es auf mich schieben, um sein Gezu wissen salviren.... Was wird der Vater sagen? Und vollends gar.... Hilf lieber Himmel, wenn die Sache vor die Ohren des rasenden Liebhabers kommt!... Aber wie ist sie zu vertuschen? Da steht mir dießmal der Verstand stille. Nun, Schwester? fragte er mit einem ängstlichen Blicke Frau B***, die aus dem Nebenzimmer trat.

„Die ist weg, da hilft Alles nichts, erwiederte die Kastellanin von Ludwigslust. Der Arzt schüttelt selbst den Kopf und gibt nur wenig Hoffnung. Da hast

du ein schlimmes Essen eingebrockt, Herr Bruder... Du hättest doch zuvor bedenken sollen....

„Da hat sich 'was zu bedenken! Es war einmal der Wille des Herrn, und was kann da ein treuer Diener.... Und wem konnte so etwas nur im Schlafe einfallen? So etwas ist mir in meinem Leben noch nicht vorgekommen, und wenn mir diesmal der liebe Gott aus der Klemme hilft, so will ich, als ein guter Christ, den Altar neu bekleiden lassen und...

„So schweige doch mit deinen albernen Gelübden! Die werden uns wenig helfen. Laß uns lieber darauf denken, wie wir uns aus dieser Verlegenheit ziehen. Zwar was mich betrifft, so geht mich die Sache nichts an... ich habe mich nichts darum zu kümmern...

„So, meinst du? Und hast du denn nicht auch die Hand dazu geboten?.... Wer hat denn das Tränkchen gemischt, das.... Du, lieber Heiland! Wenn du nun gar.... Du bist doch vorsichtig gewesen und hast die Dosis nicht zu stark....

„Nun, das wäre mir so, jezt will er die Sache gar auf mich schieben, um seinen eigenen Hals aus der Schlinge zu ziehen, aber ich bin nicht so dumm, daß er's weiß. Wer hat denn das Tränkchen in den Wein.... He, Herr Bruder!

„Nun, man redet ja nur davon .... Es muß uns Beiden daran liegen, daß die Sache mit Gottes Hilfe ....“

In diesem Augenblicke trat der Arzt aus dem Seitenzimmer. Wie steht es? fragte ihn der Kammerdiener höchst ungeduldig.

„Die Krankheit, erwiederte dieser mit Achselzucken, hat noch keinen bestimmten Charakter angenommen. Fieber ist nicht da, der Zustand der Kranken ist mithin nicht Delirium, sondern eigentlicher Wahnsinn oder Verlust der Freiheit des Bewußtseins über die geistige Thätigkeit im wachenden Zustande. Wir wollen jezt sehen, wie sich die Krankheit weiter ausbildet.

„Sind denn da keine schnelle und prompte Mittel zu gebrauchen, um die Krankheit zu heben? fragte der Kämmerling ängstlich.

„Man muß diesem Uebel seinen Gang lassen und sich im Anfang auf dessen Beobachtung beschränken. Sehen Sie, lieber Herr, der Wahnsinn oder die Verrücktheit erstreckt sich entweder über alle Thätigkeiten der Seele, und ist dann allgemeiner Wahnsinn, oder nur über eine einzige Thätigkeit oder ein Vermögen derselben, und ist dann partieller Wahnsinn; er dauert entweder in gleicher Stärke fort oder sezt ab und kehrt zu gewissen Zeiten wieder; im ersten Falle heißt

er kontinuirender, im andern intermittirender oder periodischer Wahnsinn. Da muß nun abgewartet werden, wie sich der Zustand der Kranken gestalten wird.

„Aber, du lieber Gott, das Alles ist von langer Hand, und inzwischen ....

„Ja freilich, diese Krankheit ist langwierig, aber höchst interessant und lehrreich für den beobachtenden Arzt. Der Wahnsinn geht entweder vom Erkenntnißvermögen aus und stellt sich als Geisteskrankheit, mit falschen Vorstellungen, Begriffen, Urtheilen, dar, und dann legt man ihm den Namen Wahnwitz oder Verrücktheit bei; oder er entsteht im Empfindungs- und Gefühlsvermögen der Seele und offenbart sich als Gemüthskrankheit, dann erhält er die Benennung Narrheit oder Melancholie. Nun fragt sich, welches die Veranlassung dieses Zustandes der Kranken war?

„Lieber Herr, das kann ich Ihnen so eigentlich nicht sagen. Vielleicht, daß die plötzliche Luftveränderung ....

„Luftveränderung, fuhr der gelehrte Arzt fort, ist oft von heilsamer, oft von schädlicher Einwirkung auf den menschlichen Körper. Sie wissen, daß die atmosphärische Luft, in welche die Erdkugel eingehüllt

ist, aus zweierlei Luftarten zusammengesetzt ist. Die eine derselben macht ungefähr drei Viertheile der atmosphärischen Luft aus und wird Stickstoff oder phlogistische Luft genannt; diese taugt für sich allein nicht zum Athmen. Die andere Luftart, welche der vorhergehenden beigemischt ist, beträgt ungefähr ein Viertheil und heißt Sauerstoffgas oder Lebensluft. Diese allein kann von lebendigen Geschöpfen geathmet werden und unterhält das Leben. Da wäre nun zu untersuchen ....

„Könnten sie denn nicht sagen und beweisen, daß allein die Luftveränderung an dem Zustande der Kranken schuldig sei?" unterbrach ihn der Kämmerier mit einer Miene, in der mehr Angst als Ironie lag, „Es würde doch zur Beruhigung der Eltern dienen, und ....

„Das müßte zuvor genau ermittelt werden. Der atmosphärischen Luft sind, nach Beschaffenheit der Umstände und Ausdünstungen, noch verschiedene andere Substanzen beigemischt, z. B. Wasser, fixe Luft, Luftsäure u. s. w. Je höher eine Gegend, desto reiner ist die Luft, d. h. desto mehr enthält sie dephlogistisirte Luft; daher kommt es, daß man auf hohen Gebirgen ein Wohlbehagen empfindet, dessen man in niedrigen Gegenden nicht fähig ist. Nun liegt zwar Ludwigslust

ziemlich tief, wenn man aber bedenkt, daß eben die reinere Luft das Leben zu schnell verzehrt, so ....

„Haben Sie der Kranken etwas verordnet?“ fiel der Kammerdiener mit Ungeduld ein.

„Etwas Kalmirendes; es steht aber dahin, ob sie es nehmen wird, denn der Eigensinn dieser Art von Kranken ....

„Soll man sie mit Gewalt dazu zwingen, wenn sie etwa Schwierigkeiten ....

„Gott behüte, man muß ihr den Willen lassen und sie in allen Dingen schonend behandeln; ihr Zustand könnte sonst leicht in Manie übergehen; man hat viele Beispiele dieser Art. Ich werde jezt noch einige neuere Schriften, die vom Wahnsinn handeln, nachlesen und dann mein weiteres Verfahren darnach ordnen, sagte der Arzt und empfahl sich mit Förmlichkeit.

— Der gibt uns wenig Trost, Frau Schwester, seufzte Herr Bastian. Was nun anfangen? Die Sache zieht sich in die Länge und muß zulezt an den Tag kommen. Lange kann sie nicht verheimlicht bleiben. Wie richten wir es nun ein, daß ....

„Die Ursache muß verschwiegen bleiben, und da muß uns der Herr souteniren, denn er selbst .... Du wirst also wohl daran thun, zu ihm zu gehen,

um ihn ein wenig vorzubereiten, damit er nicht auf einmal ...

„Das ist eine mißliche Sache, aber ein Christ muß auf Gott vertrauen und unter allen Umständen .... Herr, wie du willst, so schick's mit mir .... In deine Hände lege ich .... sagte der Cämmerier mit Salbung und schlich zur Thüre hinaus.

— Dem ist die Heuchelei zur andern Natur geworden, sprach die Kastellanin von Ludwigslust, indem sie ihm einen verächtlichen Blick nachwarf, aber ich muß gestehen, daß es mir selbst bei der Sache nicht ganz wohl ist. Das fürstliche Gewissen wird erwachen ... Nun, das läßt sich beschwichtigen ... Der Glaube macht selig, und einem Fürsten wird viel verziehen ... Der Vater? ... Was will der Seelenmäkler, er hat sein eigenes Kind verkauft! So sind nun die Folgen .... er wird toben, aber er muß schweigen .... Wenn nur der tolle Liebhaber nicht wäre, denn der allein ....“

In diesem Augenblicke flog die Thüre ungestüm auf und Karl v. B*** stürzte wüthend herein. Frau B*** erblaßte; er faßte sie krampfhaft am Arme, daß sie vor Schmerz laut aufschrie; sein ganzer Körper erbebte vor innerer Wuth und seine Augen sprühten Feuerfunken. „Weib! donnerte er die Er-

schrockene an, „wo hast du das Opfer der fürstlichen Lüste?“

— Mein Gott, stotterte sie, lassen Sie mich doch! Ich weiß ja gar nicht, was Sie wollen. Wen suchen Sie denn hier?

„Wen ich suche, fragst du? Wehe dir, wenn die Schandthat vollbracht ist! Sprich, elende Kupplerin, antworte mir!

„Du großer Gott, lassen Sie sich doch belehren! Nehmen Sie doch Vernunft an! Ich weiß ja von gar nichts .... Was wollen Sie denn von einem schwachen hilflosen Weibe? erwiederte sie bebend und suchte sich von ihm loszumachen.

„Weib, sagte er furchtbar, ich halte dich fest, und eher soll deine verruchte Seele zum Teufel fahren ... Sprich, antworte, so lieb dir dein Leben ist ... Wo ist das Opfer der fürstlichen Lüste? .... Habt ihr es schon geschlachtet?

„Du lieber Himmel, ich weiß ja von gar nichts, und bin so unschuldig, als ... Was kann ich dafür, wenn die Leute krank werden ...

„Krank, hingemordert! rief er mit Entsetzen aus ... Wo ... wo?“

Stumm deutete sie auf das Nebenzimmer; er stieß sie mit geballter Faust von sich, mit einer Kraft,

so, daß sie taumelte, und gleich einem Wüthenden, stürzte er hinein. —

In diesem Zimmer fand er ein Mädchen — es war Lisette; sie saß am Fenster und hatte den Kopf schwermüthig in die Hand gestützt. Das Geräusch weckte sie aus ihren Träumen; sie erhob sich und trat ihm erblassend entgegen.

„Wo ... wo? fragte er athemlos und ergriff sie hastig am Arme.

„O, Gott! Sie sind .... Sie wissen schon .... Barmherziger Himmel! rief das Mädchen in schmerzlichem Tone aus.

„Was, was soll ich wissen? fragte er mit schrecklicher Stimme und durchbohrte sie mit seinen Blicken. Gehörst du auch zu der ehrlosen Bande, deren verfluchtes Geschäft ist, die arglose Unschuld zu morden?

„Nein, nein, betheuerte sie mit Abscheu, indem sie zurücktrat und die Hand auf ihre Brust legte; man hat mich getäuscht, entfernt, und hinter meinem Rücken wurde das Verbrechen begangen.

„Und jezt ist sie krank .... sterbend .... Vom Fluche der Schuld beladen ... Von Gewissensbissen zermalmt! Wehe, wehe ihr! Zwiefach wehe ihren Verführern! .... Sprich, wo finde ich sie? rief er aus und sah mit zerstörten Blicken umher.

„Lassen Sie ab, sagte zitternd das Mädchen und hing sich mit flehender Miene an ihn. Sie könnten ihr den Tod bringen, und Ihr eigenes Herz würde der Anblick der Leidenden zerreißen.

„Was ist der Tod, wenn das Lebensglück von zwei Menschen zerstört ist? Laß mich, ich will den gefallenen Engel sehen, und dann ... dann will ich furchtbar abrechnen mit ihren Mördern.

„Umsonst! die Hand eines Mächtigen schützt sie; Sie sind Ihrer Rache unerreichbar, rief Lisette aus.

„Keiner steht so hoch, den sie nicht treffen und zermalmen könnte, erwiederte er mit entschlossenem Ernst. Was hat der zu fürchten, der sein Alles verloren hat? Die Rache ist süß, und mein Leben will ich für sie hingeben.

„Lassen Sie ab; Sie kennen den Zustand der Unglücklichen nicht; ihr Anblick würde Sie vernichten.

„Mädchen, hältst du mich für einen weichherzigen Thoren? Habe ich noch keine Sterbende gesehen? Ich liebte dieses Wesen mit aller Kraft meines Herzens, aber ich bin ein Mann. Ihre Seele ist gemordet, was liegt an der morschen Hülle? Ruhig werde ich sie vergehen sehen, und dieser Anblick wird mich zu blutiger Rache waffnen.

„O, Gott, seufzte das Mädchen, wie glücklich wäre

sie, wenn der Tod ihren Leiden ein Ende machte! Sterben ist nichts, aber Leben und . . . Der Anblick der Unglücklichen könnte Felsenherzen erweichen . . . Um Gotteswillen, gehen Sie nicht hin!

„Wie, Mädchen, welches finstere Geheimniß der Hölle liegt hier verborgen! Könnt Ihr mehr thun, als Leib und Seele morden? Könnt Ihr Qualen erfinden, die sich über das Ziel des Lebens hinaus erstrecken?

„Fragen Sie mich nicht, unglücklicher Mann; meine Zunge versagt mir den Dienst, das unselige Wort auszusprechen.

„Ha, Verrätherei! rief er mit drohender Stimme und faßte sie mit gewaltiger Faust, du bist auch im Complott, du hast dich auch gegen die Unschuld verschworen, aber ich will das Geständniß aus deinem falschen Herzen herauspressen, und sollte ich dich hier mit meiner Hand zermalmen. Sprich . . . rede . . du hast es mit einem Wahnsinnigen zu thun . . . Ich kenne mich selbst nicht mehr . . . ich könnte dich tödten . . .“

Das Mädchen erbleichte und sagte mit stammelnder Zunge: Du hast das Wort selbst ausgesprochen — sie ist wahnsinnig.“

Kraftlos ließ der Jüngling sie fahren und taumelte,

fast bewußtlos, zurück. „Wahnsinnig! ..... wiederholte er in wehmüthigem Tone, wahnsinnig! Ja, ihr habt das Maaß des Leidens voll gemacht ... Ihr seid mehr als Mörder ... Ja, ja, du hast Recht, sie stehen meiner Rache zu hoch, sie sind ihr unerreichbar ... Gemeine, blutige Rache wäre zu wenig für dieses Verbrechen ... Ich muß neue Qualen ersinnen, sie zu strafen ... aber mein Gedächtniß verläßt mich ... Ist es denn wahr, was ich gehört habe? Nein, es ist ein Traum. Wo bin ich denn? Ich glaube, ich bin selbst wahnsinnig geworden, fügte er in seltsamem Tone hinzu.

„O, Gott mein Herr, rief Lisette erbleichend aus, dieser Jammer geht über menschliche Kräfte. Wehe den Teufeln, die ihn verschuldet haben! Fassen Sie sich doch, lieber Herr! Es ist wohl noch Hilfe möglich.

„Ich bin ja gefaßt, gutes Kind! versetzte er in leisem, sonderbarem Tone. „Führe mich nur zu ihr, ich will sie sehen; sie wird eine rechte Freude an mir haben ... ja, ja, das wird sie, lachte er aus vollem Halse.

„Nein, nein, jetzt nicht, nur jetzt nicht! Dieser Anblick könnte beider Tod sein, flehte das Mädchen mit aufgehobenen Händen.

„Willst du mich wohl führen, du Schlange! brach der Jüngling in furchtbarem Zorne aus und umklammerte mit starker Faust ihren Arm; „es soll ihr Tod sein, und ich will auch sterben.“

Widerstrebend folgte das Mädchen; er stieß ungestüm die nächste Zimmerthüre auf. Am Fuße ihres Bettes saß die Unglückliche, mit herabhängenden verwirrten Haaren; ihre Arme hingen schlaff am Leibe herab; ihre Wangen waren weiß wie Kalk, und die halberloschenen, glanzlosen Augen stierten den Boden an. „Johanna!“ rief der Jüngling, von diesem Anblick ergriffen und plötzlich wieder aufgeregt, und stürzte zu ihren Füßen.

Die Unglückliche hob matt das Haupt und betrachtete ihn mit stieren Blicken. Sie schaute ihn lange an; alle ihre Gesichtsmuskeln zuckten, und es schien, als ob sie aus einem furchtbaren Traume zu erwachen suche. „Johanna!“ wiederholte er mit einer Stimme, die durch Mark und Bein drang.

Plötzlich belebten sich ihre Züge und ein irres Feuer sprühte aus ihren Augen. Ach, das ist ja der Bräutigam! sagte sie freundlich und strich ihm mit der weißen Hand über die wild herabhängenden Lokken. Kommst du endlich, das arme Hannchen hat lange auf dich gewartet? Sie hat Stunden und Mi-

nuten gezählt, und du bist nicht gekommen. Böser Mensch, wo bist du denn so lange geblieben? Hast du denn nicht gewußt, daß ich hier bin? Hier ist es recht schön, wir wollen hier die Hochzeit feiern. Ha, Verräther! du hast mich verlassen, du kommst zu spät, die Hochzeit ist vorüber! fügte sie in schrecklichem Tone hinzu und stieß den Knieenden mit dem Fuße von sich.

Langsam stand der Jüngling auf, schrenkte die Arme übereinander und schaute mit stillem, furchtbarem Ernst auf das unglückliche Wesen nieder. Dann sagte er in festem, aber schrecklichem Tone: „Ja, sie ist wahnsinnig, und ich, Gottlob! bin es nicht. Der Augenblick, in dem ich es werden konnte, ist vorüber. Der Himmel hat mir meinen Verstand bewahrt, damit es ihm nicht an einem Rächer fehle. Hier, im Angesicht des Himmels und der Erde, schwöre ich blutige Rache deinen Henkern. Komm, fügte er hinzu und faßte die Wahnsinnige an der Hand, der Boden brennt unter meinen Füßen, und der Athem, der in mir aus- und eingeht, wird mir zu Gift, bis ich meinen Schwur gelös't habe.“

„Um Gottes willen, rief Lisette aus, was wollen Sie thun? Sie stürzen sich selbst ins Verderben.

„Schweige, Mädchen, erwiederte er finster, du weißt

nicht, wessen die Verzweiflung fähig ist. Komm, wiederholte er eintönig und faßte die Hand der Wahnsinnigen, ich will dich den Teufeln zeigen, die das Bild der Gottheit in dir geschändet haben!

„Willst du mich doch heiraten, Bräutigam? lachte die Wahnsinnige hell auf. Ich sagte dir ja, die Hochzeit sei schon vorüber."

Fest ergriff der Jüngling ihre Hand und führte sie langsam aus dem Gemache. Finster blickend schritt er, durch die wohlbekannten Gänge, den fürstlichen Zimmern zu. Das Hofgesinde sah, mit Verwunderung und Schrecken, den seltsamen Zug; aber seine düstern, drohenden Blicke hielten es in der Ferne. Im Vorzimmer des fürstlichen Kabinets stand ein Leibdiener. „Sage deinem Herrn, redete ihn der Jüngling mit furchtbarem Ernst an: ich wünsche ihn zu sprechen."

— Seine Königliche Hoheit . . ? erwiederte furchtsam zaudernd der Diener und blickte scheu auf das sonderbare Paar.

„Hast du gehört, was ich dir sagte? donnerte ihn Jener an und streckte den Arm aus, ihn zu fassen. Der Diener wich erschrocken zurück.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre des fürstlichen Kabinets. Bastian, der Cämmerier, trat

heraus. Als er die Beiden erblickte, fuhr er erschrocken zurück und zitterte am ganzen Leibe.

„Kennst du diese, feiger Bösewicht? rief ihm der Jüngling mit einer Donnerstimme zu. Er wollte fliehen, aber der Schrecken fesselte ihn an die Stelle, auf der er stand. Todesblässe malte sich auf seinem Angesicht.

„Nimm deinen Lohn hin! sagte der Jüngling gelassen, zog ruhig eine Pistole aus dem Busen und streckte diesen gewissenlosen Kuppler Ludwigs leblos zu seinen Füßen nieder.

* * *

Dergestalt ging es zu an dem Hofe dieses süddeutschen Tyberius! — Indem wir somit diese Episode schließen, kehren wir zurück zu unserem Thema.

VIII

Die eigene Sicherheit; die immerwährenden Machinationen der Großherzogin Stephanie; vielleicht auch das Herannahen des Todes, tausendfache Gewissensbisse, und endlich die fortwährende Besorgniß, es könne doch einer der Mitwisser des Geheimnisses wegen des eingekerkerten, aber doch noch lebenden, der Krone beraubten Kronprinzen plaudern und dasselbe bis in die untersten Sphären dringen: bewogen den Großherzog Ludwig, vielleicht auch nicht ohne das dringende Zureden eines gewissen Dritten, ernstlich an Regulirung dieser famösen Angelegenheit und an völlige Vernichtung jeder daraus möglichen Gefahr in Bezug auf die Thronfolge nach seinem Ableben zu denken. Nach manchem Hin- und Her-Ueberlegen berief er eines Nachmittags (es war im Mai 1828) den Haupträdelsführer des Kaspar Hauser-schen Drama's — den Major v. Hennenhofer!

Dieser Major v. Hennenhofer, dessen Charakteristik wir absichtlich bis zuletzt aufsparten, war das Haupttriebrad, oder richtiger gesagt, die gewandteste Triebfeder des Großherzogs Ludwig. Engesser und Eschbach erscheinen im Vergleich zu ihm nur als sekundäre Charaktere.

Nicht ohne Kopf, aber ohne alle Grundsätze, ohne Gewissen, ohne Religion, ohne Pietät, war er von jeher die inkarnirteste Nichtswürdigkeit selber. Hinter der Larve eines Talleyrand ist er zu Allem, wir sagen zu Allem, selbst der scheußlichsten Aktion fähig. Geysau's Frivolität, Engesser's beichtväterische Verschwiegenheit, Zeyher's Schamlosigkeit und die jesuitische Durchtriebenheit dieses Hennenhofer bildeten zu der über allen Ausdruck fein gesponnenen Rolle Ludwigs ein so unbeschreibbares Ensemble, daß selbst der Satan vor einer solchen Verbindung zurück geschaudert wäre. Dieser Hennenhofer machte eine in Deutschland unerhört schnelle Carriere. Der Krieg von 1814 fand ihn, wo wir nicht irren, noch als Handlungsdiener zu Gernsbach; um die Person Karls war er, wie wir gesehen, während der Vergiftungsgeschichte als Feldjäger, und unter dem Großherzog Ludwig stieg er bis zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten! Wir werden die Dienste, die mit einem

so abnormen Anvancement belohnt wurden, sogleich kennen lernen:

Der Großherzog Ludwig nahm unter Andern auch vom Theater eine Figurantin, Mademoiselle Werner zu seiner Maitresse; zeugte zwei Kinder mit ihr und machte sie später zur Gräfin von Langenstein. So sehr in's Weite er auch die Manigfaltigkeitsliebe in der Liebe trieb, bewies er diesem Frauenzimmer eine beständige Anhänglichkeit; besuchte sie jeden Tag, setzte ein unbegrenztes Vertrauen in sie und vermachte ihr auch nach seinem Tode den größten Theil seines Privatvermögens, das ziemlich bedeutend war. Diese Mademoiselle Werner besaß eine Schwester, welcher Hennenhofer die Kur machte und die er damals zu ehelichen im Begriffe stand. Da indeß Hennenhofer außer seinem Degen und einem monatlichen unbedeutenden Offizier-Gehalt durchaus kein klingendes Vermögen besaß, und Mamsell Werner die vorsichtige zu spielen schien, so erklärte sich Ludwig insgeheim zu jedem möglichen Opfer bereit. Von dieser Zeit an wußte die ganze Stadt, daß Ludwig und Hennenhofer durch unzertrennliche Bande aneinander gekettet.

Seit 1815 in die geheimsten Verbrechen der Reichsgräfin v. Hochberg, der Gräfin v. Langenstein und

die furchtbare Sequestration des gestohlenen Kronprinzen eingeweiht, war Hennenhofer der rechte Arm Ludwigs.

Diesen Hennenhofer ließ Ludwig also kommen, um über die möglichst kurze und zweckmäßige Beseitigung des eingekerkerten Kronprinzen zu rathschlagen. „Hätte man gleich im Anfang meinem Rathe gefolgt, so wären uns all' diese Verlegenheiten erspart worden, und kein Hahn würde jetzt nach dieser alten Geschichte mehr krähen.“ Dies waren die ersten Worte Hennenhofers, als er in jene Conferenz trat. Allein Hennenhofer sagte dies nur, um desto sicherer die Früchte der alleinigen Aushilfe zu ernten. Doch blieb uns bis jetzt unbekannt, wer in jener Conferenz diesen Plan Hennenhofers am meisten bekämpfte, so viel ist sicher, daß der Plan, der bald darauf in Ausübung kam, vom Hennenhofer mißbilligt, aber von Ludwig und noch einem dritten Kopfe entworfen wurde. Es soll sich nemlich in diesem dritten Kopfe anfänglich nicht nur um Befreiung des Prinzen, sondern sogar darum gehandelt haben, den unglücklichen Prinzen aus dem Kerker sofort zu befreien und trotz aller Traktate und diplomatischen Vorkehrungen zum Thronfolger zu ernennen. Nichts als Luftschlösser! bloße Hirngespinnste: Hennenhofer hatte bessere in sei-

nem Sack und nach einer mehrstündigen geheimen Unterredung mit Ludwig wurde beschlossen, daß sich Hennenhofer nach Hochsal, — wo der unglückliche Prinz vegetirte und er ihn schon öfterer als Oberkerkermeister inspizirt hatte — begebe, davon aber außer dem mittlerweile zum Pfarrer avancirten Eschbach und den wenigen Vertrauten bei Hofe, Niemanden etwas von der ferneren Existenz dieses Geschöpfs ahnen zu lassen. Um Ferner ganz unerkannt und desto behutsamer den Plan ausführen zu können, wurde beschlossen, daß Hennenhofer alle Zeichen seiner gewöhnlichen Tracht ab- und eine ihn unkenntlich machende Kleidung anlegen und Niemandem, außer Eschbach, sein Inkognito mitgetheilt werden solle, zu welchem Zweck man dem Letzteren auf der Stelle das Nöthige meldete.

Es war im Frühjahre (den 23. Mai) 1828. Ohne allen Aufenthalt, ohne alle Mühe, ohne alle Beschwerlichkeit, als die seiner Larve, gelangte Hennenhofer in der Nacht vom 22. zum 23. Mai unter Begleitung Eschbachs bis vor die Thüre des halbunterirdischen Kerkers, dessen zwei kleine, längliche, wohlvergitterte Fensterlöcher mit hohen Holzstößen so eng umstellt waren, daß nur ein schwaches Dämmerlicht in diese Marterkammer dringen konnte. Hier, unter dem

matten Scheine einer sogenannten Spitzbubenlaterne fand er, rückwärts ausgestreckt auf halbfaulem Stroh das bejammernswerthe Opfer fürstlicher Ehrsucht! Dumpf vor sich hin schnarchend lag diese menschenähnliche Kreatur in tiefem Schlummer, nicht ahnend, was mit ihm vorgenommen werden sollte; der Prinz hatte nichts auf dem Leibe als ein Hemde und kurze, nach hinten offene Hosen; an der Seite des Knaben standen zwei weiße hölzerne Pferdchen und ein weißhölzerner Hund, mit denen er zu spielen pflegte, und denen noch verschiedene kleinere Spielsachen um den Hals hingen, mit deren Beschreibung wir uns indeß nicht aufhalten wollen, da bereits hunderte von Büchern darüber sprechen. Ein hölzernes Gefäß (nach Hausers eigenen Worten: ein Topf mit einem Deckel) in einer ausgehöhlten Vertiefung angebracht, diente zur Befriedigung seiner natürlichen Bedürfnisse.

Verwundert, oder eigentlich mehr erschrocken über diesen ungewöhnlichen Besuch, erhob der aus seinem Schlafe gerüttelte, bleiche Jüngling, dessen Antlitz die Sonne vielleicht seit der Stunde seiner Geburt nur zwei Male beschienen hatte: die großen hellen Augen, welche ausdruckslos dem ungewohnten Besucher entgegenstarrten. Es wird sich genau bei einer näheren, nicht gar zu tölpelhaft anzustellenden Nach-

forschung ergeben: ob Hennenhofer oder Eschbach allein, in der letzteren Zeit den Unterricht des Eingekerkerten leitete? Erwiesen ist, daß der Unglückliche in jener Nacht in Folge der seit Kurzem mit ihm vorgenommenen Uebungen im Gehen sich bedeutend angestrengt fühlte, und im ersten Augenblicke der Ueberraschung oder des Schreckens zu seinen Pferden rutschte und nicht aufstehen wollte, worauf ihn aber der rc. Eschbach an die Wand hob, ihn sodann ohne Weiteres auf den Rücken lud, und aus dem Kerker ins Freie hinaustrug. Mehrere in dieser ganzen Sache sehr wohl unterrichtete Personen wollen zwar wissen, daß Hennenhofer die Befreiung ganz allein und ohne Zuziehuug des rc. Eschbach besorgt habe; ohne uns indeß zu sehr in die Ermittelung der für die Hauptsache gleichgültigeren, sich in der Untersuchung von selbst ergebenden Nebenumstände und Einzelnheiten zu verlieren, bemerken wir hier noch ausdrücklich, daß Hennenhofer den Befreiten auf einem bereitstehenden Wagen verbarg und mit ihm unter Beobachtung eines uns bis auf den heutigen Tag räthselhaft gebliebenen Inkognito's ohne das geringste Hinderniß die Reise von Hochsal über den Bodensee, Lindau rc. rc. bis in die Gegend von Nürnberg zurücklegte.

Unbekannt mit dem, was außerhalb seines Körpers vorgegangen; unbekannt mit Allem, was sich seit dem Augenblick, wo er als Säugling der äußern Welt gleichsam physisch und moralisch entrissen, ereignet: athmete er nach sechzehn Jahren wieder zum ersten Male die freie Luft! —

Den weiteren Verlauf der Befreiungs- und resp. Erziehungsgeschichte des Prinzen unter dem Namen Kaspar Hauser seit dem Momente seiner Erscheinung auf dem Unschlittmarkte zu Nürnberg, kennt man; statt ihn als einen verwahrlosten Knaben in irgend eine Anstalt gesteckt und ihn nach Verfluß von vier Wochen der Vergessenheit übergeben zu sehen, wie dies Hennenhofer mit Rücksicht auf die in dem Begleitungsbriefe an den Rittmeister v. W. enthaltenen Mystifikationen sicher vermuthet: wurde der unbekannte Findling alsbald der Gegenstand öffentlicher, allgemeiner Aufmerksamkeit; ganz Europa interissirte sich für das Nürnberger Adoptivkind; seine Gesundheit gedieh unter sorgfältiger Pflege und angemessener Beschäftigung immer besser; der Kreis seiner Ideen, das psychologische Fassungsvermögen des Administrirten erweiterte sich immer mehr, und an allen Orten sprach man von Hausers geistiger Entwickelung. Das Publikum erzählte sich Wunderdinge von seinen

überraschenden Fortschritten; eine Untersuchungskommission wurde niedergesetzt; alle verheimlichten Schwangerschaften und Entbindungen schienen auf dem Moment ihrer Entdeckung; Broschüre erschien über Broschüre; die Visionen der verwittweten Großherzogin Stephanie gewannen immer mehr Realität; die sonderbarsten Gerüchte verbreiteten sich bereits über des Unglücklichen hohe Herkunft und schon zitterte man in Karlsruhe vor der Möglichkeit einer Entdeckung. Etwas mußte geschehen, um die Aufmerksamkeit von dieser Gegend abzulenken und auf die geheime Veranlassung des Erbprinzen, jetzigen Großherzogs Leopold, wurde der nomadisirende Gesangbuchsfabrikant Lord Stanhope zu der Rolle gewonnen, die er späterhin so tölpelhaft spielte, daß bei nur einigermaßen sorgfältigerer Kontrolle der Handlungsweise dieses Menschen in München und Ansbach, schon damals das ganze Geheimniß verrathen worden wäre.

Aber eben diese Interkurrenz Stanhope's war es, die dem scharfsichtigen Hennenhofer im höchsten Grade mißfiel; er fürchtete ihn mehr als er ihn haßte und da sich um diese Zeit die Befürchtungen desselben nun gar noch dadurch vermehrten, daß er in der Allgemeinen Augsburger Zeitung einen Artikel las, worin es hieß: „Kaspar Hauser arbeite an sei-

ner Lebensgeschichte," so betrachtete Hennenhofer von jetzt ab die gänzliche Beiseitschaffung dieses Findlings als eine unerläßliche Maßregel zu seiner eigenen Nothwehr. Verstohlen reiste er daher in die Gegend von Nürnberg und der Mann mit dem schwarzen Kopfe, der sich am 17. Oktober 1829 in die Nähe des Abtritts im Professor Daumerschen Hause zu Nürnberg schlich und welchen Hauser für den Schlotfeger gehalten: war Niemand anders — als Hennenhofer!

Allein dieser Mordversuch blieb, wie alle Welt weiß, fruchtlos; Hauser genaß wieder, die Vorsichtsmaßregeln seiner Beaufsichtigung wurden in Folge dessen nur noch verdoppelt, und die verdächtigsten Gerüchte wiederholten sich in den Zirkeln von Karlsruhe; die Besorgnisse des Mörders sowie diejenigen Ludwigs stiegen deshalb nur um so höher. Dazu wurde der völlig zerrüttete Organismus des Großherzogs Ludwig um diese Zeit immer siecher; die immer mehr zunehmende Hinfälligkeit des alten Sünders sollte daher, wenigstens vorläufig, die Ausführung neuer Pläne Hennenhofers hinausschieben, indem es sich durchaus nicht im Voraus berechnen ließ, welche Rückwirkung das Ableben Ludwigs auf ihn (den Hennenhofer) und Konsorten ausüben werde. Ludwig selbst äußerte sich gegen Hennenhofer: daß er den Todeswurm bereits nagend

in seinen Eingeweiden fühle und nur noch das Auge und der Magen, so zu sagen, in der alten Maschine noch thätig seien. Alle ärztliche Kunst vermochte einem so ausgemergelten Stamme keine neue Lebenssäfte mehr zu bereiten und durch den bei ihm bis zu den höchsten Raffinements ausgebildeten Hang zur Wollust noch bis zu dem letzten Augenblicke gequält: starb er am 30. Merz 1830, — sprichwörtlich — [illegible] der Gräfin von Langenstein!

Mit diesem Ereigniß beginnt eine neue Phase unserer Geschichte.

IX

Der Tod Ludwigs setzte die mit dem Kaspar Hauserschen Drama in Verbindung stehenden Personen in nicht geringe Verlegenheit. Noch in der Stunde des Todes des dahingeschiedenen Regenten versammelte sich der Geheime-Staatsrath, in welchem damals der Präsident v.*** (Vater des unglücklichen Karl v. B***, des Geliebten Johanna's) den Vorsitz führte. „Sie wissen also jetzt, meine Herrn," schloß er eine sehr merkwürdige Rede, „daß ein rechtmäßiger Thronerbe lebt, der auf eine verbrecherische Weise der Nachfolge im Großherzogthum beraubt worden ist. Es liegen dafür die überzeugendsten Beweise vor, es leben noch Theilnehmer und Mitwisser des Verbrechens, deren Aussagen das etwa noch Mangelnde ergänzen werden. Der regierende Großherzog hat das Zeitliche mit dem Ewigen verwechselt, und es fragt sich nun: für wen die Erbhuldigung

einzunehmen ist. Der legitime Nachfolger ist abwesend, er ist ein an Geist und Körper verwahrloster Jüngling; Sie kennen unsere Verhältnisse und wissen, daß jeder Zweifel in der Nachfolge eine Veranlassung herbeiführen könnte, die regierende Dynastie gänzlich auszuschließen. Jede Zögerung also, die Erbhuldigung auf der Stelle für einen anwesenden Prinzen, der den Thron sogleich besteigen könnte, einzunehmen, müßte der fürstlichen Familie und dem Lande höchst verderblich werden. Sie wissen, daß ich immer ein Mann des strengen Rechts bin, aber es gibt dringende Fälle, in denen die Staatsklugheit gebietet, davon abzuweichen. Ein solcher Fall scheint mir der vorliegende zu sein. Ich bescheide mich übrigens und bin bereit, die Meinung meiner verehrten Herren Collegen anzuhören."

Die Mitglieder des Geheimenstaatsraths schwiegen und sahen einander verlegen an. Keiner wollte der Erste sein, seine Meinung zu sagen. „Der Fall ist bedenklich . . . begann Einer und räusperte sich. Einzig in seiner Art . . . . fiel' ein Zweiter ein. Gehört unter die Casus rariores . . . fügte ein Dritter hinzu. Rarissimos . . . ergänzte ein Vierter.

„Sie scheinen demnach einzusehen, meine Herren, nahm der Präsident wieder das Wort, daß die vor-

liegende Frage eine von denjenigen ist, auf welche sich die gewöhnlichen Regeln nicht anwenden lassen. Es freut mich, daß Sie hierin meine Ansicht theilen. Die Folgerung daraus wäre, daß die Dringlichkeit der Umstände gebietet, hier eine Ausnahme von der Regel zu machen und, mit Ausschließung des legitimen Thronfolgers, für den Erbgroßherzog Leopold, bisherigen präsumtiven Erben, die Huldigung einzunehmen."

— Huldigung einzunehmen . . . wiederholte einer der Geheimeräthe gedankenlos. — Allerdings, sagte ein Zweiter, die Erbhuldigung pflegt immer, wenigstens von dem Militär, alsbald nach des Regenten Ableben für dessen Nachfolger eingenommen zu werden. — Quæritur, wer dieser Nachfolger sei? fragte ein Dritter mit einer bedenklichen Miene. — Das ist eben die Frage, fügte ein Vierter hinzu. Dies waren die Redner des Geheimenrathes; die übrigen Mitglieder begnügten sich, mit einer nachdenklichen Amtsmiene zu schweigen.

In diesem Augenblicke trat der Erbgroßherzog Leopold in den Saal. Der Geheimerath erhob sich. Der Prinz trat mit edlem Anstand oben an die Tafel, verbeugte sich und sagte: „Der Herr Präsident wird Ihnen die Lage der Dinge dargestellt haben, wie sie

ist. Es wird überflüssig sein, Ihnen meinen Schmerz über diese betrübenden Thatsachen auszudrücken, welche für unsere Familie sowohl, als für das Land, die verderblichsten Folgen nach sich ziehen können. Im Uebrigen bürgt Ihnen mein Charakter dafür, daß ich fest entschlossen bin, meinem unglücklichen Verwandten die ihm durch seine Geburt verliehenen heiligen Rechte nun und nimmermehr zu entziehen. Nun ist die Frage, wie dieses geschehen könne, ohne daß dem Lande daraus augenblickliche nachtheilige Folgen erwachsen. Dieß wird der Gegenstand Ihrer Berathung sein, meine Herren. Jetzt aber sollen die Mitschuldigen des Verbrechens in meiner Gegenwart verhört werden, theils um sämmtliche Thatsachen gründlich zu erheben, theils um den Grad der Mitschuld auszumitteln und nach demselben die Verbrecher zur gebührenden Strafe zu ziehen. Herr Präsident, ich übertrage Ihnen den Vorsitz."

Der Geheimerath Engesser und der Adjutant v. * * wurden eingeführt. Ersterer nahm Platz und der Präsident fragte ihn: Haben Sie Mitwissenschaft von dem an dem legitimen Thronfolger dieses Großherzogthums verübten Verbrechen gehabt?

— Ja, aber erst nachdem es begangen und dessen Folgen nimmer zu verhindern waren.

— Seit wann wissen Sie davon.

— Seit etwa zwölf Jahren.

— Warum haben Sie nicht der gesetzmäßigen Behörde Anzeige davon gemacht?

— Welcher Behörde hätte ich diese Anzeige machen können?

— Dem Geheimenstaatsrathe.

— Wie konnte ich das; der Großherzog führte darin den Vorsitz, und Sie wissen jetzt ohne Zweifel selbst, meine Herren . . . Es wird überflüssig sein, Ihnen über diesen Punkt weitere Winke zu geben. Welche Beweismittel hätte ich auch gehabt, wenn ich es wagen wollte, gegen den Mächtigsten im Staate aufzutreten, und in welche bedenkliche Lage würde ich durch die Enthüllung eines so furchtbaren Geheimnisses die großherzogliche Familie und das Land gesetzt haben? Meine wohlerwogene Pflicht als Staatsdiener gebot mir also blos ein strenges Stillschweigen, was ich auch unverbrüchlich gehalten habe. Sie selbst, meine Herren, wenn Sie die Lage des Landes wohl bedenken, werden auch zu keinem andern Resultat gelangen. Nach meiner innigsten Ueberzeugung würde es höchst unpolitisch und von den verderblichsten Folgen sein, ein so entsetzliches Geheimniß vor den Augen der Welt aufzudecken. Mein Gewissen sagt

mir, daß ich mir nichts vorzuwerfen habe, und ich sehe getrost Ihrem Urtheil entgegen."

Der Präsident warf fragende Blicke auf die Versammlung; die Mitglieder des Geheimenraths schwiegen; er wendete sich nun mit den Worten zu dem Befragten: Wir danken Ihnen für Ihre offenen Mittheilungen, und ich bezeuge Ihnen im Namen des Geheimenraths meine Freude, eines seiner Mitglieder von einem auf ihm ruhenden schweren Verdacht auf solche Weise gerechtfertigt zu finden. Der Geheimerath wird in dieser Beziehung einen Beschluß fassen, wie er den Umständen und seiner Gerechtigkeitsliebe angemessen ist."

Engesser entfernte sich mit einer Verbeugung, und der Major v. Hennenhofer wurde eingeführt. Er trat mit gewohnter Ruhe, fast mit Gleichgültigkeit herein und warf einen kalten, spöttischen Blick auf die Versammlung.

„Ist Ihnen von einem Individuum bewußt, fragte der Präsident mit einiger Verlegenheit, das neuerdings in Nürnberg unter dem Namen . . . . .

„Kaspar Hauser aufgetreten ist, fiel der Befragte ruhig ein, und eine große Celebrität erlangt hat. Freilich kenne ich dieses Individuum, wie Sie es zu nennen belieben, und Sie scheinen es auch zu

kennen. Dieses Individuum, um es Ihnen mit einem Worte zu sagen, ist Ihr legitimer Souverän, der um seine Krone bestohlene Erbe dieses Großherzogthums, der verlorene und todtgeglaubte Sohn der verwittweten Großherzogin Stephanie. Was wollen Sie weiter wissen?"

Betroffen von dieser Keckheit, verstummte der Präsident einen Augenblick und die Mitglieder des Geheimenstaatsraths warfen sich ungewisse Blicke zu. Der Erbgroßherzog stand aufrecht und betrachtete den Hennenhofer mit einer Mischung von Staunen und Verachtung.

„Sie sprechen mit solcher Bestimmtheit, fuhr der Präsident nach einer Pause fort, von einem großen, an dieser Person begangenen Verbrechen, daß Ihnen nothwendig das Nähere davon bekannt sein muß."

„Allerdings weiß die näheren Umstände Niemand besser, als ich."

„Solche Dinge sind in ihrem kleinsten Detail gewöhnlich nur den Theilhabern des Verbrechens selbst bekannt. Haben Sie demnach an diesem Verbrechen Theil genommen?"

„Ein Verbrechen nennen Sie es, erwiederte der Befragte lächelnd; das ist eine sonderbare Bezeichnung eines gewöhnlichen Staatsstreichs, der in der

Geschichte tausendmal vorkommt. In der That, es wimmelt in der Geschichte von Prinzen, die den Nächsten am Throne auf irgend eine Weise entfernt und bei Seite geschafft haben, um sich selbst an dessen Platz zu setzen. Das Nemliche nun hat unser höchstseliger, in Gott ruhender Souverän gethan. Daß er dazu Gehilfen brauchte, ist sehr natürlich, und es gereicht mir zur Ehre, einer derselben gewesen zu sein. Ein Verbrechen ist das nicht, sondern ein wohlgelungener Staatsstreich, der Anerkennung und Belohnung findet. Die habe ich nun auch gefunden, und die Orden, welche meine Brust zieren, sind das Wenigste, was er mir eingetragen hat. Belieben Sie noch mehr zu wissen?"

Die Richter erstarrten auf ihren Sitzen. Der Präsident sammelte sich und sagte mit Würde: „Wenn Sie durch Frechheit Ihre schlimme Sache zu verbessern suchen, so möchten Sie sich sehr irren."

„Herr Präsident, versezte der Befragte gelassen, meine Sache ist nicht schlimm, sondern gut. Wenn Sie etwa glauben, daß ich etwas für mich fürchte, so täuschen Sie sich sehr. Wenn der Geheimerath so wenig in Verlegenheit wäre, sich aus diesem bösen Handel zu ziehen, als ich, so würde er sich Glück wünschen."

„Ein Staatskörper, der seine Pflicht vor Augen hat und dem das Recht zur Seite steht, kann niemals im Zweifel sein, was er zu thun hat; entgegnete stolz der Präsident.

„Wenn das ist, antwortete Jener mit offenem Spott, so lassen Sie dem Rechte seinen vollen Lauf. Machen Sie der großherzoglichen Leiche den Prozeß und verscharren Sie dieselbe, statt sie in dem Erbbegräbniß oder in der Schloß- oder Stadtpfarrkirche beizusetzen: unter dem Galgen; erklären Sie den hier gegenwärtigen Prinzen des Throns verlustig; schicken Sie eine Deputation des Geheimenraths nach Nürnberg ab, um den an Leib und Seele verkrüppelten legitimen Nachfolger auf den Thron seiner Väter zu setzen; suspendiren Sie die Erbhuldigung auf Gefahr, das Land in fremde Hände zu liefern — dann, — dann allein können Sie mich, wenn sie noch Lust fühlen, als einen Verbrecher richten."

Der Geheimerath war sichtbar betroffen über diese unerhörte Frechheit; selbst der Präsident verstummte. „Wenn Sie glauben, fuhr er fort, nachdem er sich gesammelt hatte, daß alle diese Schritte nöthig seien, um Sie als Verbrecher zu strafen, so möchten Sie sich irren. Sie haben ein Verbrechen begangen, dessen Sie überwiesen und geständig sind, und weiter

braucht es nicht, um die darauf gesezte Strafe in Anwendung zu bringen."

„Sie werden doch nicht hoffen, mich mit leeren Worten zu schrecken, Herr Präsident. So weit wird man die Sache nicht treiben, ich kenne den Gang der Dinge besser. Blos um mich strafen zu können, wird man das Andenken des verstorbenen Großherzogs, die Würde der großherzoglichen Familie und die Zukunft des Landes nicht auf das Spiel setzen. Glauben Sie denn, daß ich irgend Jemand schonen würde, wenn man mich vor Gericht stellte?"

Der Präsident gerieth in einige Verlegenheit und sah den anwesenden Erbprinzen an; dieser trat auf den Hennenhofer zu und sagte in verächtlichem Tone: Sie sind ein elender Mensch! Sie haben Recht, um Ihretwillen wird man wahrlich das Andenken des höchstseligen Großherzogs, der leider schwach und in schlechten Händen war, nicht beschimpfen, und noch weniger wird man die Zukunft der großherzoglichen Familie und des Landes in Gefahr setzen. Alles dessen aber bedarf es nicht, um Sie zur verdienten Strafe zu ziehen. In einem solchen Falle, wo es das Wohl des Landes gilt, wird es der Geheimerath, mit meiner Zustimmung, wohl auf sich nehmen, von dem gewöhnlichen Gang der Gesetze abzuweichen.

Man wird Sie, um Ihre Frechheit zu bändigen, gleich von hier aus abführen und in ein Gefängniß werfen, wo Ihnen der Mund für die ganze Zeit Ihres Lebens geschlossen sein wird."

„Meinen Sie, gnädigster Herr? erwiederte Hennenhofer und schaute dem Prinzen frech in's Gesicht. Das wird man bleiben lassen, fügte er spöttisch hinzu. Freilich, die Fürsten sind immer die Verführten — die Opfer ihrer — Umgebungen; sie sind blos schwach und alle ihre Sünden werden auf die Schultern ihrer Werkzeuge geladen. Das macht mich aber nicht irre; ich weiß, daß man selbst lasterhaft sein muß, um Werkzeuge und Genossen seiner Lasterhaftigkeit zu suchen und zu finden. Ich will mich nicht besser machen, als ich bin; aber wer erntete denn die Früchte jenes Verbrechens, als der lasterhafte Großherzog, den man jetzt im Grabe noch zu einem halben Heiligen stempeln möchte? Und ich sollte büßen, damit sein Name nicht gebrandmarkt werde! So dumm bin ich nicht. In einen einsamen Kerker wollt Ihr mich vergraben und glaubt mir dadurch den Mund auf ewig zu stopfen! Ihr irrt Euch sehr. Ich bin so klug gewesen, mich auf alle Fälle vorzusehen; es ist sichere Vorsorge getroffen, die ganze ärgerliche Geschichte durch den Druck zur öffentlichen Kunde zu bringen,

so wie mir das geringste Leid widerfahren wird. Jetzt begraben Sie mich in einen Kerker, wenn es Ihnen beliebt."

Diese Worte machten sichtbaren Eindruck auf die Versammlung. Der Präsident erhob sich und zog den Erbgroßherzog bei Seite. Nach einer langen und eifrigen Unterredung mit ihm, befahl er den Gefangenen abzuführen. Dieser warf im Abgehen einen spöttischen, triumphirenden Blick auf die Versammlung.

X

Diese Sitzung des Geheimrathes dauerte die halbe Nacht durch. Am anderen Morgen wurde die Huldigung für den Erbgroßherzog Leopold, als Nachfolger in der Regierung, eingenommen. Die verschiedenartigsten Gerüchte über diese in Dunkel gehüllten Vorgänge liefen in der Stadt herum, bildeten eine Zeitlang das Tagesgespräch und wurden dann, da man auf keinen sicheren Grund kommen konnte, durch andere Gegenstände verdrängt. Der Geheimerath war zu dem strengsten Stillschweigen ausdrücklich verpflichtet worden. Der verwittweten Großherzogin Stephanie suchte man diese gefährlichen Andeutungen in Bezug auf die Existenz ihres Sohnes, angeblich um ihrer eigenen Ruhe willen, als Täuschung darzustellen; besonders ihr durfte diese ganze Prozedur unter keinerlei Umständen verrathen werden und hierin lag auch wohl einer der Hauptgründe, wes-

halb man die Verbrecher mit Schonung behandelte. Man begnügte sich, um das Geheimniß zu sichern, sie aus der Nähe des Hofes zu verbannen und namentlich Hennenhofer wurde auf dem bereits früher erwähnten Schlosse Mahlberg im Bezirksamt Ettenheim — scheinbar zur Ruhe gesezt. Daß diese Ruhe wirklich nur eine scheinbare war, werden wir späterhin nachweisen.

Während dies Alles in Karlsruhe vorging, zerbrach sich Europa über die Herkunft des Nürnberger Adoptifkinds den Kopf; selbst die Julirevolution machte in den residenzstädtischen Theezirkeln weniger Aufsehen als die Erscheinung und Geschichte Kaspar Hausers. Bald hielt man ihn für einen Sohn des ehemaligen Kurfürsten von Mainz; bald für das uneheliche Kind eines katholischen Domherrn aus Sachsen, der sich in den Jahren 1811 — 12 mit einem Frauenzimmer aus guter Familie eingelassen, in Folge dessen dieselbe in der Stille einen Sohn geboren habe, welcher von ihr einer Frau zur Erziehung übergeben worden und der jetzt zum Vorschein gekommene Kaspar Hauser vielleicht sein könne. Diese Dame reiste auch in der That Behufs einer Konfrontation persönlich in die Nähe von Ansbach; überzeugte sich aber bald, daß der Findling durch-

aus keine körperliche Aehnlichkeit mit ihrem verschwundenen Sohn habe und auch nicht die geringste kindliche Sympathie in der Brust Kaspar Hausers bei diesem sehr geheim gehaltenen Rendez-vous erwache. Der Oberlieutenant Hickel wohnte, wenn wir nicht irren, dieser seltsamen Erkennungsszene bei.

Eine Menge anderer bisher geheimgehaltener Familienskandale schienen ebenfalls ihrer Entdeckung nahe; namentlich sollte Kaspar Hauser der einzige Sohn eines Grafen von Arco, (welcher 1809 auf dem Schlachtfelde geblieben) und von einem Grafen von Pappenheim einer unermeßlichen Erbschaft halber bei Seite geschafft worden sein. Es erfolgte auch deshalb eine sehr gründliche Widerlegung in der Allgem. Augsburger Zeitung und die öffentliche Meinung ward von dieser Seite abgelenkt. Am Gründlichsten urtheilten die Nürnberger Spießbürger. Diese meinten nemlich: daß „ihr Kaspar" allerdings von hoher und vornehmer Herkunft abstammen müsse, da man wegen Jemanden ihres Gleichen keine Mordversuche anstelle; ihrer Ansicht nach, sei er aber sicher aus souveränem Geblüt, weshalb sie ihn von jenem Attentat an, besser pflegten und sich der gewissen Aussicht überließen, dafür in Zukunft große Ehre und Vergütung zu erhalten. Diese einfache Ansicht fand

auch bei den Scharfsichtigeren insofern ihre Bestätigung, als wirklich seit jenem Mordversuch eine Menge hochgestellter Personen nach einander in Nürnberg eintrafen, die man in früherer Zeit niemals daselbst bemerkt hatte. Was aber am Deutlichsten für diese Ansicht sprach, war das Erscheinen des Lord Stanhope, der um diese Zeit zum ersten Male, mit Postpferden und eigenem Wagen, an dem angeblich etwas zerbrochen sein sollte — in Nürnberg eintraf!

Diese Erscheinung Stanhope's wurde schon damals die Quelle der verschiedensten Vermuthungen. Zwei fremde Kavaliere, hieß es, seien 24 Stunden später in demselben Gasthofe abgestiegen und einer von ihnen habe eine frappante Aehnlichkeit mit dem wohlgekleideten Manne, der sich vier oder fünf Tage nach dem Mordversuche bei jener „gemeinen, nach der Stadt gehenden Frau“ nach dem Leben oder Tode des verwundeten Hauser erkundigt hatte. Wie sehr man sich jedoch hierin irrte, haben wir bereits angeführt. Hennenhofer bedurfte keiner Zeugen: er war es, der sich nicht sehr weit von dem einsam gelegenen Daumerschen Hause in dem auf der Straße stehenden Wasserkufen die (wahrscheinlich blutigen) Hände wusch. — Allein diese Ankunft

Stanhope's wurde bald wieder durch andere Ereignisse verdrängt. Ein gewisser Herr v. Pirch, Lieutenant im ersten Garde-Regiment zu Berlin, welcher im Herbste 1829 Ungarn und Slavonien bereist hatte, und im Juli 1830 in Nürnberg zum Besuch eintraf, lenkte die öffentliche Meinung unwillkürlich auf neue Spuren. Indem er nemlich in Gesellschaft des Dr. Saphir dialektische Versuche an Kaspar Hauser anstellte, wollte er an demselben die Kenntniß der ungarischen Sprache entdeckt haben und behauptete nun steif und fest, daß Kaspar Hauser aus Ungarn stammen müsse. Diese Ansicht erhielt durch ein merkwürdiges Zusammentreffen von Umständen eine auffallende Bekräftigung, indem sich unter den manigfachen Gerüchten und Muthmaßungen, die um jene Zeit bei dem Kriminalgericht zu Nürnberg fast aus allen Gegenden einliefen, unter Anderen auch eine Anzeige befand, in welcher es hieß: „Die Mutter Kaspar Hausers sei die ungarische Gräfin St. M** in Pesth, die als Wittwe gegenwärtig von dem sehr bedeutenden Vermögen schwelge, welches ursprünglich dem Kinde zugefallen sein würde, wenn dasselbe am Leben geblieben. Die diesfällige Entdeckung der Beseitigung des Kindes sei zufällig durch einen Geistlichen gemacht worden, der im Ne-

benzimmer eines Gasthofes von der Sache sprechen gehört. Eine Gouvernante, Namens Dalbon, die sich jetzt Bonval nenne und seit längerer Zeit in Diensten des Grafen von Palffy in Ofen stehe, habe diesen Geistlichen (Stadtpfarrer in Pesth) um Verschweigung und Schutz in der Sache angefleht, da die Enthüllung dieses Geheimnisses sie auf das Schaffot bringen könne." — Der Nürnberger Magistrat schrieb hierauf wirklich an das Stadtgericht in Pesth, ließ den Denunzianten vernehmen und da erklärte denn der bezeichnete Herr Stadtpfarrer: daß er bei Gelegenheit einer Reise durch Deutschland (1812) in Augsburg einen gewissen Pfarrer Winter kennen gelernt und aus dessen Munde zufällig die Worte gehört habe: „Man kann ja das Kind wegschaffen, ohne es zu tödten." Dieser Winter wurde natürlich ebenfalls verhört, wobei er jene Angabe zwar nicht läugnete, jedoch ausdrücklich erklärte: „daß er selbst nichts Näheres von dem Kinde wisse, aber eine gewisse Madame Valbon (nicht Dalbon) die Hauptperson in dieser Angelegenheit zu sein scheine." — Man eilte daher zu dem Verhöre dieser Dalbon oder Valbon, die in Ofen bei dem Tavernicus, Grafen von Palffy, als Gouvernante ausgemittelt wurde. Der Ofener Magistrat übergab

sogleich das betreffende Nürnberger Requisitionsschreiben ihrem Brodherrn, Grafen v. Palffy, der mit ihr ein Zimmerverhör anstellte. „Im ersten Augenblicke (referirt dieser) war sie so betroffen, daß sie auf ihre Kniee stürzte, und mich um Gotteswillen bat, sie nicht unglücklich zu machen und auf das Schaffot zu bringen. Weiter konnte ich (fährt der Graf fort) nichts von ihr herausbringen; sie schwieg hartnäckig auf alle an sie gerichtete Fragen und wurde von einem wahnsinnähnlichen Zustande befallen. Man brachte sie zu den Elisabethinerinnen und später in das Rochus-Spital. Man beobachtete sie auf das Genaueste, konnte aber aus ihren verwirrten Aeußerungen nicht das Geringste entnehmen, was näheren Aufschluß bis jetzt hätte geben können." Mit dieser oberflächlichen Prozedur war man in Nürnberg zufrieden; Hauser kam demnächst aus dem Hause des Magistratsraths Biberbach zu seinem Vormunde, dem Hrn. v. Tucher; derselbe zog mit ihm nach einem vor der Stadt gelegenen Landhause und kein Mensch im Publikum kümmerte sich mehr um die Sache: als plötzlich der Lord Stanhope wie aus den Wolken gefallen, Ende Mai 1831 wieder in Nürnberg eintraf. In allen gebildeten Gesellschaften, in allen Gast- und Wirthshäusern, sogar

unter den gemeinen Klassen auf den Straßen, erzählte man sich: daß ein reicher, englischer Graf angekommen sei, der den Kaspar Hauser als seinen Sohn adoptiren und ihn nach England mitnehmen wolle. Derselbe habe unmittelbar nach seiner Ankunft im Gasthof zum „wilden Mann" sich nach dem „lieben verlassenen" Jüngling erkundigt; hierauf beim Bürgermeister Binder persönlich um Erlaubniß zu freiem Zutritt bei Kaspar gebeten, und diesem bereits mehrere Geschenke, wie z. B. eine goldene Uhr, einen Ring, ein Etui nebst einer Menge anderer Kleinigkeiten, gemacht. Der gnädige Herr sei förmlich verliebt in den Jüngling, habe sogar schon fünfhundert Gulden zu besserer Erziehung Kaspars beim Magistrat deponirt, und sehr bedeutende Kreditbriefe von deutschen (!) Handlungshäusern lägen als Kaution von Sr. Herrlichkeit bei dem Senator Merkel. Ganz Europa bewunderte die Großmuth und das unerklärliche Interesse des Engländers!

Nur Feuerbach (und Schmidt in Lübeck) schöpften von vorne herein Argwohn gegen diesen erheuchelten Philantropismus und betrachteten diese Interkurrenz aus einem ganz anderen Gesichtspunkte. Alsbald ermittelte auch wirklich der Erstere, daß dieser Lord Stanhope nicht nur in England durch-

aus kein so großes Vermögen besitze, als er es vorgebe; sondern sogar aus reiner Geldnoth in Deutschland (Dresden) Gesangbücher herausgegeben habe und höchstwahrscheinlich nichts weiter sei — als ein gedungener Agent der Angehörigen Kaspar Hausers. Mit Recht tadelte Feuerbach deshalb den Nürnberger Magistrat, daß er diesem brittischen Sonderlinge das Kind von Europa anvertraut habe und von diesem Augenblicke an beobachtete er selbst die Handlungsweise des Lords soweit es ihm möglich. Leider geschah dies nur ein wenig zu spät; denn schon war es dem Stanhope gelungen, den Kaspar von Nürnberg nach Ansbach zu entfernen; den Gendarmerie-Lieutenant Hickel für sich zu gewinnen und den Schullehrer Mayer, bei dem Hauser wohnte, ebenfalls zu bestechen oder doch wenigstens dergestalt zu mystifiziren, daß derselbe bei der sonderbaren Visitations-Szene wegen des von Hauser eigenhändig geführten, angeblich verloren gegangenen Tagebuches durchaus keinen Verdacht hegte. Allein damit war der vorsichtige Stanhope noch nicht beruhigt; er selbst reisete um diese Zeit heimlich nach Pesth; unterrichtete die ohnedies schon verschmitzte Gouvernante Dalbon von dem, was sie reden solle, und versuchte auf diese

Weise der Untersuchung eine ganz andere Wendung zu geben. Als daher im Februar 1832 in Nürnberg beim Magistrat die von Stanhope bewirkte Nachricht einging, daß Madame Dalbon im Irrenhause zu Pesth von ihrem Wahnsinn (?) genesen sei und in Folge dessen der Oberlieutenant Hickel zur Fortsetzung der eingeleiteten Untersuchung nach Pesth abreiste: so geschah dies lediglich im wohlüberlegten Interesse Stanhope's, der dies Alles im Voraus vortrefflich arrangirt hatte. Das Resultat der Untersuchung war daher kein anderes, als: vollständige Annullirung aller früheren Vermuthungen, und nebenbei wälzte man die ganze Geschichte auf die Achseln einer hochgestellten Person aus einer östreichischen Fürstenfamilie. Die Untersuchungs-Commission sah sich komplett irregeleitet und die Hauptperson, Mad. Dalbon, verschwand eines Tages wie der Walzer im Freischütz vom Schauplatze. Kein Mensch wußte, und weiß heute noch nicht, wohin sie geschafft wurde.

Jetzt sah Feuerbach zum ersten Male ein, um welche geheime Machinationen und Verzweigungen es sich bei den Geschäften Stanhope's handele und inwiefern sie nebst den betheiligten Personen mit dem Karlsruher Hofe in Verbindung ständen; wie Schuppen fiel ihm die Binde von den Augen, als

er die wahre Spur auffand, von wo und für wen der nomadisirende Lord mit seiner Wünschelruthe operire. „Es gibt indessen Dinge“ erklärt der berühmte Kriminalist in seinem Memoire (Ansbach 1832) „von denen sich der deutsche Schriftsteller nicht erlauben darf, öffentlich zu reden und die vor der „Hand nur dem Staatsbeamten zu wissen und „zu vermuthen erlaubt sind; denn dem Arme der „bürgerlichen Gerechtigkeit sind nicht alle Fernen, „noch alle Höhen und Tiefen erreichbar und bezüglich mancher Orte, hinter welchen sie den Riesen „eines solchen Verbrechens zu suchen Gründe hat, „müßte sie, um bis zu ihm vorzudringen, über Josua's „Schlachthörner, oder wenigstens über Oberon's Horn „gebieten können: um die mit Flegeln bewehrten hochgewaltigen Kolosse, die vor den goldenen Burgthoren Wache stehen und so hageldicht dreschen, daß „zwischen Schlag auf Schlag sich unzerknickt kein „Lichtstrahl drängen darf — für einige Zeit in ohnmächtige Ruhe zu bannen.“

Daß also Feuerbach von dem Zusammenhange der Kaspar Hauserschen Herkunft mit der badenschen Thronfolge nach diesem Ereigniß überzeugt war, und die Verbindungen des Lord Stanhope mit dem Hofe von Karlsruhe bestimmt kannte:

unterliegt keinem Zweifel. Ob aber Feuerbach den tieferliegenden Zusammenhang Hennenhofers mit der Kaspar Hauserschen Geschichte in seinem ganzen Umfange schon wußte, dürfte schwer zu bestimmen sein, wiewohl er sich gegen Jemand mündlich darüber aussprach: „daß Hennenhofer während des russischen Feldzugs mit badenschen Truppen in Ungarn garnisonirte und er bei der nachherigen Sequestration des Prinzen ihm leicht die Worte „Wotetz, Majtza, Baba, Istan" 2c. 2c. beigebracht haben könne." Jedenfalls lenkten ihn die verdächtigen Winkelzüge Lord Stanhope's nach der ungarischen Expedition zu einer näheren Kontrolle des ehemaligen Hofpersonals des Kabinets von Karlsruhe, sowie der Umgebung der Reichsgräfin.

Merkwürdig, daß diese nähere Beobachtung nur zu bald unterbrochen wurde; denn auch dieser hellsehende — mithin für die Entdeckung gefährliche — Mann verschwand im entscheidenden Augenblick; er reiste ins Bad, kam bis nach Frankfurt a. M. und starb — plötzlich.

XI

Von Schloß Mahlberg beobachtete Hennenhofer in scheinbar stiller Zurückgezogenheit Alles, was an dem Hofe von Karlsruhe und vor der baierschen Untersuchungs-Kommission vorging. Jeder Schritt, der in Bezug auf Kaspar Hauser gethan wurde, reflektirte sich gewissermaßen mikrokosmatisch auf diesem einsam gelegenen, halbverfallenen ehemaligen Waldschlosse. Hennenhofer wußte genau, was Stanhope an Leopold, oder nach Mannheim (!) posttäglich schrieb und lächelte schon damals — im Jahre 1830 — über den zuversichtlichen Ton, den der menschenfreundliche Lord in seiner Korrespondenz führte. „...... Ich hoffe" soll er unter Anderem in einem Briefe an Leopold gesagt haben: „Sie werden mit mir zufrieden sein. Halten Sie sich überzeugt, daß mich nicht Eigennutz, sondern allein die Rücksicht auf das Wohl

Ihres Landes in meinen Handlungen geleitet hat." Uebrigens scheint es wirklich, als ob Stanhope es für Aufrichtigkeit hielt, wenn ihm der Großherzog seinerseits darauf erwiederte: ... „Sie werden selbst einsehen, daß man in diesem kritischen Augenblicke den rechtmäßigen Nachfolger nicht zum Throne berufen konnte. Allein seine Rechte sind unveräußerlich und müssen ihm für die Zukunft gesichert bleiben. Ja, dieß sind sie nunmehr sogar durch einen Beschluß des Geheimenrathes, und so wie er den nöthigen Grad von Bildung erlangt hat und die Zeitumstände es gestatten, wird man ihn zum Throne berufen. Ich betrachte mich inzwischen bloß als Reichsverweser rc. rc." Wenn man all' diese Pläne liest, zusammenstellt, und nur einigermaßen politisch abwägt, wird man wohl schwerlich glauben, daß sie jemals ins Werk gesetzt werden sollten, obwohl Stanhope später wirklich insgeheim gegen Jemand vom Karlsruher Hofe, der in die Sache eingeweiht war, und sich mit dem Lord gemeinschaftlich in Baden-Baden aufhielt und welcher daran zweifelte, daß man mit dergleichen Ideen jemals umgegangen sein könne, eines Tages die Versicherung aussprach: „daß er noch keinen Fürsten, so echt ritterlich und brav wie diesen (Leopold) kennen gelernt habe. Derselbe

pikire sich nicht blos, den echten Geist der Chevalerie zu haben, sondern er besitze ihn wirklich, und hätte, sobald es die politischen Verhältnisse Europa's gestattet, und Hauser am Leben geblieben wäre, seinen Thron wirklich an ihn als legitimen Nachfolger abgetreten, um der in das Arge versunkenen diplomatischen Welt ein Beispiel edler Ritterlichkeit zu geben."

So unwahrscheinlich und fast schwärmerisch-einfältig auch diese Aeußerungen klingen, soll man sich dennoch in Karlsruhe mit der Idee herumgetragen haben, den Prinzen (Kaspar Hauser), ohne ihn mit seiner Herkunft bekannt zu machen, durch die dritte Hand unterstützen und seine Erziehung leiten zu lassen. Zur Erreichung dieses Zwecks habe man ihn (den indifferenten Lord Stanhope) zu gewinnen gesucht, und es seien die Fortschritte des jungen Menschen bereits von der Art, daß man ihn nach und nach in seine neue Rolle einführen zu können glaube. Kaspar Hauser verschwände plötzlich; gänge als Prinz auf Reisen und erschiene nach einiger Zeit unter einem angenommenen fürstlichen Namen in der Residenz seines Großherzogthums; dort sähe er die Tochter des jetzt regierenden Großherzogs, liebe sie, wirbe um ihre Hand, und erhielt sie. Sodann wolle man die Sache im Stillen durch

konfidentielle Mittheilungen dergestalt einleiten, daß ihm Leopold nach einigen Jahren den Thron abtrete. Auf solche Weise wäre nicht nur der großherzoglichen Ritterlichkeit Genüge geschehen, sondern auch gleichzeitig die Ehre des Hauses der Gottfriede für immer gerettet und jedem möglichen allgemeineren Bekanntwerden der anstößigen Geschichte vorgebeugt."

Nenne man dies toll oder ritterlich; es scheinen aber wirklich ähnliche Projekte dem gewonnenen Lord Stanhope vorgespiegelt worden und dieser Inhalts einer vor uns liegenden sehr ausgedehnten Privatkorrespondenz an deren mögliche Realisirung zu glauben nicht abgeneigt gewesen zu sein. Wir sind zwar der Meinung, daß er mit dieser Spiegelfechterei seinen aufmerksamen Zuhörer absichtlich täuschte; doch würden seine fortwährenden Bemühungen, Hausern auf Reisen und zuvörderst mit nach Italien nehmen zu wollen, offenbar hiefür einen starken Gegenbeweis bilden. Daß diese Reiseprojekte Behufs fernerer Ausbildung Kaspars mit dem Jahre 1832 vom Lord in der That immer ernster betrieben wurden, dafür spricht wohl sein unaufhörliches Bestreben, der Stadt Nürnberg ihren Adoptivsohn abzudividiren und ihn unter dem Scheine von Großmuth allmälig zu isoliren. Es gelang ihm auch dies, trotz

aller Bedenklichkeiten des Nürnberger Magistrats und noch von Chewing (bei London) erneuerte er mit jedem Posttage sein Versprechen, unter Beding einer den geistigen und körperlichen Verhältnissen des jungen Mannes entsprechenden definitiven „Bestimmung."

Welcher Art sollte aber diese letzte Bestimmung sein? Wollte er etwa wirklich mit ihm durch die Welt reisen; oder ihn vielmehr in aller Stille seinen großherzoglichen Mandanten ausliefern? .... Gewiß ist, daß bereits ganz andere Plane im Werke waren, von denen freilich das froschgrüne Frankfurter Journal nichts ahnen mochte, als es im April und Mai diese pflegväterliche Entschließung dem Publikum anpries.

Wir kommen jetzt zur Katastrophe unseres Drama's. Indem Stanhope allerdings von Chewing nach dem Kontinent, — jedoch keineswegs nach Ansbach reiste, wo man ihn sehnlichst erwartete und schon vier Monate vorher (seit dem 16. April) Alles in Bereitschaft für ihn gesetzt war: begab er sich nach Baden-Baden, und von dort auf einem Umwege heimlich nach — — Mahlberg!!! — In einiger Entfernung ließ er seinen Miethswagen zurück, um auf einsamem Fußpfade den Weg unbemerkt bis vor die Anhöhe zurückzulegen, auf welcher das Schloß liegt. Hennenhofer saß, wie gewöhnlich, am

Schreibtisch und schien Stanhope zu erwarten. Die beiden Hauptagenten standen sich nun einander gegenüber und es wäre unstreitig vom höchsten Interesse, ihre ganze Unterredung hier wörtlich mittheilen zu können. Wir müssen uns jedoch vorläufig mit der Anführung begnügen, „daß Stanhope dem Hennenhofer auf's Bestimmteste versicherte: „man hege in Karlsruhe wirklich die geheime Absicht einer Emanzipation Hausers in der obenerzählten Art und daß er (der Lord) ihm rathe, seine Besitzungen sobald als möglich zu verwerthen und auf seine Sicherheit zu denken; „denn ich weiß aus guter Quelle," soll er sehr vernehmlich hinzugefügt haben, „daß man sich dann an Ihnen rächen will."

„Steht es dann nicht immer noch, wie heute, bei mir" erwiederte Hennenhofer rasch „das Geheimniß vor aller Welt zu enthüllen?"

„Es hat dann keine Wirkung mehr; Kaspar Hauser ist verschwunden, die alte Geschichte verklungen; man zeiht sie ins Angesicht Lüge; faßt Sie in der Stille ab und . . . . ."

„Sie haben Recht; so könnte es kommen . . . ich danke Ihnen für Ihren Wink und werde meinen Entschluß darnach fassen." — Hienächst will man wissen, daß Stanhope am Ende dieser Unterredung

eine bedeutende Summe Geldes vom Hennenhofer empfangen haben soll; wiederum wollen Andere behaupten, daß in dieser geheimen Konferenz der Plan zur Ermordung Kaspar Hausers von ihnen gemeinschaftlich gefaßt worden sei. Diese letztere Angabe ist wenigstens voreilig. Groß war die Aufregung Hennenhofers über die ihm gemachten Eröffnungen allerdings, denn man hörte ihn noch lange nach der Entfernung Stanhope's in seinem Zimmer ausrufen:

— „Das also ist der Plan, den man gegen mich schmiedet! ..... Und ich sollte fliehen und diesen Dummköpfen das Feld räumen! ..... Das geschieht nicht; es gibt noch andere Mittel, dieser Intrigue vorzubeugen; ich will alle ihre Pläne zu Wasser machen ... Tod und Verdammniß! ... Und diesem alten Mephistopheles! (Stanhope) will ich sein zartes Gewissen so lange hetzen, bis er Christum seinen Herrn drei Mal verläugnet hat, ehe der Hahn kräht. Hat er dem Teufel einmal den Finger geboten, so reiche er ihm auch die ganze Hand. Buhle dieser alte Betbruder mit dem Himmel: ich habe mich der Hölle verschrieben. Folge er dem Beispiele seines fürstlichen Zahlherrn, freue er sich meinetwegen der bösen That und wälze deren Verantwortlichkeit, auf wen er Lust hat; aber das sage ich ihm,

wenn er in meine Plane eingreift, sich denselben nicht fügt, oder am Ende gar den Umschwung des Rades meiner Entwürfe zu hemmen suchen wollte, so ..... dann ..... dann zittere er! denn eher soll er auf dem Schaffot neben mir sterben als sich meines alleinigen Untergangs freuen!“

Wir wollen uns indeß auf eine speziellere Darstellung alles dessen, was weiter in der Seele dieses in der Hofluft gestälten Böſewichts vorging, nicht einlassen. Noch in derselben Nacht faßte er den Entschluß zum Morde. Was uns aber am Deutlichsten zeigt, daß Hennenhofer nicht in leidenschaftlicher Wuth die Ausführung des Mordes, sondern mit größter Umständlichkeit, und einer keinem gewöhnlichen Banditen eigenen systematischen Berechnung vorbereitete: sind die bis in's kleinste Detail mit demselben Raffiniment, wie 1829, getroffenen Vorsichtsmaßregeln in Betreff seiner Reise nach Ansbach; ferner der mit Bleistift und in verkehrter (nur im Spiegel zu lesender) Schrift geschriebene Zettel, den er in ein Arbeitsbeutelchen eingeschlossen dem Hauser am Uz'schen Denkmale im Hofgarten überreichte und welchen er in dem Augenblick, wo dieser hastig darnach griff, zur Erde fallen ließ, um ihm sicherer den Todesstoß beizubringen und rasch zu entfliehen.

Dieses Billet, das wir nachstehend abdrucken, dürfte einer genauen Vergleichung mit der Handschrift des Inkulpaten zu unterwerfen sein:

„Hauser wird es euch ganz
genau erzählen können, wie
ich aussah und woher ich bin
Dem Hauser die Mühe zu ersparen
will ich es euch selber sagen, woher
ich komme — —
Ich komme von von — — —
der Baierischen Gränze — —
Am Fusse — — — — —
Ich will euch sogar noch den
Namen sagen: M. L. O."

Die übrigen Umstände des Mordes sowie die ungeheure Sensation, die dieses Verbrechen erregte, sind dem Publikum aus tausend Zeitungen und Broschüren gewiß noch im Gedächtniß. Auffallend bleibt nur, daß man nicht unmittelbar nach der That gegen Stanhope, als in das Komplot eingeweiht, stärkeren Verdacht schöpfte, da sich doch derselbe notorisch, gleichsam wie auf der Lauer, nach seiner Abreise aus dem Großherzogthum Baden in der Nähe der östreichischen und baierschen Grenze aufhielt, und ungeachtet man ihm bereits in Regensburg die vorgefallene Schandthat sowie das Dahinscheiden seines „geliebten" Pflegesohns mittheilte, dennoch nur ganz gemächlich seinen Weg fortsetzte und erst zwei Tage

nach der Beerdigung Hausers (den 22. Dezember) in Ansbach eintraf. Diese plötzliche Lauheit in dem Interesse Stanhope's gegen seine frühere Wärme; dieser schnelle Wechsel in der Gesinnung des Lords; das ganz gemeine Schimpfen nebst den noch anzüglicheren Redensarten über dem kaum geschlossnen Grab des Ermordeten, mußten ihm nothwendigerweise den schwärzesten Verdacht auf der Stelle zuziehen. Aber die provinzialstädtische Polizei hat in der Regel, wenn es auf Entdeckung eines Verbrechers ankömt, ein Fell vor den Augen. Auch in den Verhören zu München verfing sich der Lord einige Male sehr stark; verließ auch deshalb, um nicht aus der gefährlichen, obwohl vortrefflich einstudirten Rolle zu fallen, plötzlich diese Residenz und begab sich — wohin? — wieder nach Karlsruhe!!!

Von hier aus wurde nun die öffentliche Meinung auf das Schlaueste bearbeitet. Den Geheimerath, Ritter von Lang beauftragte man zuvörderst mit der Anfertigung einer Relation in die Brockhausschen Blätter für literarische Unterhaltung, worin er den Kaspar Hauser einen „boshaften, faulen, ungelehrigen Jungen" nannte und ihn zum „Betrüger und Selbstmörder" stempelte. In diesen verläumderischen Ton lenkte gleichzeitig der Polizeirath Merkel in Berlin

ebenfalls ein, um die öffentliche Meinung mit ihren Vermuthungen auf alle nur mögliche Weise auf Abwege zu leiten. Aber Schande und Spott — vielleicht auch unter anderen Umständen eine Kriminaluntersuchung — traf ihre dekretirten Machwerke!

Ganz Europa fühlte sich entrüstet über die literarische Nichtswürdigkeit dieser beiden Miethlinge, während das Kabinet von Karlsruhe, über diese Wendung und resp. endliche Erledigung der throngefährlichen Angelegenheit höchlichst erfreut, keinen Augenblick über den Mörder im Zweifel war, und die ruchlose That des fluchbeladenen Einsiedlers auf Mahlberg im Stillen benedeite. Aber das Schicksal übernahm die Rache des unglücklichen Kronprinzen. Ein Schlagfluß traf den Verbrecher bald nach der That — und wenn Ihr Euch heute unter irgend einem Vorwande in das Innere seiner Wohnung auf dem erwähnten Schloß Mahlberg begebt: so werdet Ihr ihn hinter ungeheuren Bücherstößen verschanzt finden, und Euch aus dessen längst verwelkter Physiognomie zwei lichtscheue Augen, wie aus einer dunkelen Höhle furchtsam entgegenstarren. Auf die rechte, mörderische Hand gänzlich gelähmt, schreibt er nun mühsam mit der linken seine Memoiren, die einst, der badenschen Ministerialpolizei vielleicht glücklich entronnen, zu der

Vervollständigung unserer gegenwärtigen schweren Anklage nicht wenig beitragen dürften. Dieser Mann ist der ehemalige großherzogl. badensche Major von Hennenhofer — Charge d'Affaire der Gräfin von Langenstein; Hauptlenker aller badenschen Staatsgeheimnisse unter dem Großherzog Ludwig; und der Mörder des von der Reichsgräfin Hochberg, geb. von Geyersberg, gestohlenen und unter dem Namen „Kaspar Hauser" so tragisch gewordenen Erbgroßherzogs und resp. Thronerbens von Baden!

Zur

Charakteristik Hennenhofer's.

Auch die geheimsten Verbrechen haben ein Gericht über sich; ein unerbittliches, von dem keine Appellation stattfindet; ein unpartheiisches, das nichts vergißt, das die Sünden der Väter an den Kindern und Enkeln straft: es ist — die Zeit!

Aber sie ist ein grausames Gericht, sie gibt nur dem Stärkeren Recht, über dem Schwachen ist von vorn herein der Stab gebrochen und für den Jammer des Besiegten, für das Unglück des Einzelnen, für die Verzweiflung eines ganzen Volkes hat sie kein Ohr; durch alle Jahrhunderte hindurch tönt ihr schreckliches „vae victis!“ Auf allen blutgetränkten Blättern der Zeit steht dieses Wort, denn die Akten dieses Obergerichts sind — die Geschichte!

Freilich wird man uns hierauf einwenden, daß man sich bei Durchlesung der Geschichte der verschiedenen Völker und namentlich derjenigen Europa's, oft unwillkürlich zu der Ueberzeugung versucht fühle,

die Geschichte viel eher als eine große Elegie zu betrachten, die uns von untergegangenen Völkern, von umgestürzten Königsthronen, von den Ruinen Karthago's, von der Schönheit der griechischen Welt und von der elenden zerfressenden Wirklichkeit der modernen Zeit bloß deßhalb etwas vorsinge, damit dieß die Nachwelt zu Tragödien und Heldengedichten verarbeite und darüber poetische Thränen vergieße! Ja, die Atheisten gehen am Ende gar so weit, die Geschichte der Nationen nur als ein blindes und kaltes Schicksal zu fassen, das schonungslos das Hohe niederwerfe und in ihrer verblendeten Einbildungskraft das Leben auf dieser Welt für ein französisches Melodrama zu halten, wo Mord, Gräuel und Verwirrung sich wüst durcheinander drängen. Auch der Orthodoxe oder Ueberfromme weiß sich in seiner Einseitigkeit auf diesem Tummelplatze menschlicher Schicksale keinen Rath, vergebens sieht er sich nach einem allgemeinen Zusammenhange der Dinge um, frägt sich unwillkürlich: ob denn der Inhalt wirklich ein vernünftiger, ihr Fortschritt wirklich ein nothwendiger? Umsonst! die Kraft der Reflexion verläßt ihn auf diesem Standpunkte und verzweiflungsvoll flüchtet er sich wieder zurück zu den salbungsvolleren Trostsprüchen seiner veralteten Hausbibel. —

Allein, studirt man die Sache näher, prüft mit philosophischem Auge die Geschichte fast aller Zeiten und Völker, von dem grauesten Alterthum bis auf unsere Tage, dann wird man die Ueberzeugung gewinnen, daß der Gang der Geschichte ein mit Nothwendigkeit bestimmter ist und wir keineswegs bloß unter dem Einflusse eines blinden Fatums stehen; wir erkennen sodann deutlich, daß eine göttliche Offenbarung in der Zeit liege und es eine ewige Vernunft gebe, deren reiner Strahl durch das trübe Gewirre irdischer Leidenschaften und Zufälligkeiten hindurchleuchte, und hinter all' dieser anscheinenden Verwirrung die leitende Hand einer Vorsehung — einer ewigen Gerechtigkeit verborgen liege!

Die Richtigkeit dieser Idee bewährt sich auch in Bezug auf die Enthüllung des Kaspar Hauserschen Drama's. Hätten der alte Markgraf Karl Friedrich, die Reichsgräfin v. Hochberg mit ihrem Sybarit Ludwig wohl jemals daran geglaubt, daß die verborgensten Tiefen ihrer Familienverhältnisse dereinst ans Tageslicht gezogen und unter der Nase der deutschen Polizei der Presse übergeben werden würden? . . . . . Bei Gott, die Fügungen des Himmels klingen oft sonderbar! Doch, was ein noch viel unerforschlicherer Rathschluß des Allerhöchsten und

an dessen Möglichkeit die Henkerseele auf Mahlberg gewiß im Traume niemals gedacht: ist die merkwürdige Kollision unserer Geschichte mit einem Ereigniß, das sich kaum zwei Jahre nach der Ermordung des unglücklichen Kronprinzen, in der nahgelegenen Schweiz zutrug.

Man entsinnt sich, daß 1835 ein preußischer Spion, Namens E. L. Lessing, Stud. jur., aus Berlin, in dem sogenannten Sihlhölzchen (einer öffentlichen Promenade bei Zürich) durch mehr als vierzig Dolchstiche ermordet gefunden wurde. Ein undurchdringliches Mysterium schien auch über diesem Ereigniß zu schweben und eine Menge damals in Zürich sich aufhaltender deutscher Flüchtlinge, auf die der Verdacht fiel, zog man zur Untersuchung. Bei dieser Gelegenheit ging unter Anderem hervor: mit welchen Vorsichtsmaßregeln sich der Major von Hennenhofer, unter dem Scheine politischer Spionerie, vor dem Verrath seiner eigenen Verbrechen schützte.

Kriminal-Gericht in Zürich*).

I

(Act. N° 186.)

Deposition

des Flüchtlings, Stud. jur., Viktor Bohrer, 30 Jahre alt, gebürtig von Freiburg im Breisgau, wohnhaft in Kreuzlingen, Kanton Thurgau.

— Kennen Sie einen Pharmazeuten Sailer?

— Ja! ich lernte ihn dieses Frühjahr kennen durch den Weinschenk Bühler hinter der Metzge, in welcher sämmtliche Deutsche anwesend waren. Später haben wir in einer Behausung zur Kerze zusammen logirt; anders ist mir Sailer nicht bekannt, als daß er in politischer Beziehung aus seiner Heimath die Flucht ergriffen haben soll; ich hörte allenthalben von Deutschen der Art bedeuten, als wäre Sailer als Spion dahier; aufmerksam auf dieses Gerücht, ließ ich mich in nähere Bekanntschaft mit fraglichem Individuum ein. Dasselbe offenbarte mir, meistens aber in betrunkenem Zustande, daß er in die Geschichte des Kaspar Hauser genau verwickelt sei; er hätte in

*) Diese Auszüge sind ganz den Akten gemäß, und man darf wegen des hie und da etwas verwirrten Vortrages an keine Druckfehler glauben.

Straßburg selbst einen Broschürenhandel, unter Beizug eines gewissen Garnier, unternommen; nachdem drei Exemplare erschienen seien, so habe der Flügeladjutant von Hennenhofer, Major der Linien des Großherzogs von Baden, ihn auf einen einsamen Ort, in der Nähe von Straßburg, bestellt und aufgefordert, er möge fragliche Journale unterdrücken, man sei gesonnen, ihm das beste Etablissement in Baden zu geben, wenn er nur schweige. — Zur Bestätigung dieses habe der Flügeladjutant ihm acht Louisdor's zu Handen gegeben, mit dem Bemerken, wenn er eine Reise nach England unternehmen wolle, so sei man bereit, ihm die Unterhaltungskosten von Seite des Badischen Staates auszubezahlen. Bald darauf habe ihn die Frau Großherzogin, Wittwe des verstorbenen Großherzogs Karl, in die Gegend von Landau und Weissenburg bestellen lassen, mit der Anfrage und Versprechung, indem ihr bekannt sei, daß er ganz genau in die Verhältnisse des Kaspar Hauser eingeweiht sei, zu offenbaren, sie werde ihn belohnen, was er verlange; mit der Antwort, gestützt auf das Versprechen des Flügeladjutanten von Hennenhofer, hat er sich geäußert, er wisse nichts; — unter dem Gedanken aber, es sei besser, es sei einer der Fürstenbrut wieder zernichtet. Dieser ganze Umstand

brachte besagtes Individuum bei mir in ein zweideutiges Licht; aber nicht darauf achtend auf diese Verhältnisse, brachte mich auf einen zweideutigen Gedanken, sondern die Aeußerung der hier anwesenden Deutschen, daß er hier anwesend sei, nicht in einer edeln, wahr patriotischen Absicht, sondern blos als Spion, brachte mich auf den Gedanken, dieses Individuum in jeder nur möglichen Beziehung genau kennen zu lernen, gab mir auch jede Mühe, ihn über alle Verhältnisse zu konstituiren. Stets schwebt mir ein zweideutiges, aber verdächtiges, Dunkel vor den Augen. V. Bohrer.

II

Actum 18. December 1835. Vormittags.

(Act. N° 207.)

Deposition

des Pharmazeuten, Ferdinand Sailer, 25 Jahre alt, von Waldsee im Königreich Würtemberg.

— Woher kennen Sie diesen Hennenhofer?

— Von Kippenheim aus; es kam nemlich damals eine Broschüre von meinem Bekannten, Garnier

in Straßburg, heraus, welche gegen die badische Regierung gerichtet war: man schickte mir nun davon zur Ausbreitung im Badischen. Diese Exemplare wurden vom Postamt Kippenheim (!!!) abgefaßt, und darauf kam der in der Nähe wohnende Hennenhofer in die Apotheke und sagte, er könnte mich arretiren lassen; er machte mir dann einen andern Vorschlag; er nahm die Broschüre zur Hand, und erklärte mir Punkt für Punkt widerlegend die Beschuldigungen Garniers gegen die Regierung; dann sagte er, ich werde aus diesem wohl ersehen, daß Alles abscheuliche Verläumdungen wären: er muthe mir deßhalb gewiß nichts Schlechtes zu, wenn er verlange, daß ich verhindere, daß diese Broschüre herauskomme. Ich erwiederte ihm nun, daß das gar nicht gehe, indem die Broschüre die Presse verlassen habe. Darauf sagte er, wenn kein andereres Mittel wäre, so sollte ich ihm doch wenigstens auch sagen, wo die Broschüre hingeschickt werde, es werde mir ein Leichtes sein, da ich jene Leute kenne; dann wolle man dieselbe abfassen. Um Luft zu bekommen und aus dem Badischen weg, sagte ich ihm, das gehe nicht anders, als wenn ich selbst mich nach Straßburg begebe, ich wolle mich da näher erkundigen, und ihn in den Stand setzen, die Sache überall abfassen zu können.

Ich begab mich nun nach Straßburg, entdeckte daselbst, bei meiner Ankunft, meinen Bekannten den ganzen Hergang der Sache und berathschlagte mich mit ihnen, was nun zu machen wäre. — Sie gaben mir den Rath, daß ich nicht mehr nach Baden zurück sollte, die Broschüre wollten wir versenden und dem Hennenhofer sollte ich schreiben, daß mich seine Gründe nicht überzeugt hätten, sondern er sich solche Blößen gegeben hätte, welche die Facta in Garniers Broschüre noch mehr bestätigten. Darauf begab ich mich nach Lauterburg, an die Grenze von Rheinbaiern, Garnier ging nach Paris und einzig Dieffenbach blieb zurück.

Auf den Brief, den ich an Hennenhofer geschrieben hatte, kam sogleich Antwort und zwar von dem Apotheker Dung, ich sollte nach Baden zurückkehren, ich brauche keine Angaben zu machen, ich sollte da ein gutes Leben haben und alles werde der Vergessenheit übergeben werden. Davon nahm ich aber keine Notiz, sondern antwortete, ich wüßte wohl, was ich zu erwarten hätte und ginge auf keine dieser Versprechungen ein. Darauf machte sich Hennenhofer durch einen Abgesandten verbindlich, er wolle selbst nach Frankreich kommen und bei einem Notar alles schriftlich abmachen, was ich zu meiner Sicherheit ver-

lange. Auch darauf ging ich nicht ein, indem mir von meinen Kameraden angerathen wurde, mich nicht einzulassen.

Ich schrieb nun abermals, sie sollen mich in Ruhe lassen, ich gehe nicht wieder zurück. Dessen ungeachtet verschonten sie mich nicht mit Briefen, und endlich wurde mir gesagt, wenn ich nicht mehr zurückkehren wolle, so wolle man mich in Frankreich unterstützen, da Hennenhofer die Hauptveranlassung zu meiner Flucht wäre. Darüber hatte sich längere Zeit verzogen. Dieffenbach zog nun von Straßburg weg; meine dortigen Bekannten haben mir nun gesagt, es sei einfältig, daß ich mit Hennenhofer so abgebrochen; ich könnte durch diese Bekanntschaft den Deutschen die besten Dienste leisten und hauptsächlich wäre es für mich eine unversiegliche Quelle. Darauf hin brach ich die Korrespondenz nicht ganz ab, sondern schrieb von Zeit zu Zeit. Hennenhofer schickte mir Anweisungen und verlangte, da in Deutschland für mich Nichts mehr zu machen wäre, daß ich für einige Jahre nach Amerika gehen sollte. Ich ging aber dieses nicht ein, sondern reiste im Sommer v. J. nach Bern, indem ich von Straßburg weggewiesen worden. Da blieb ich ein Paar Monate; von da ging ich wieder nach Straßburg. Zu dieser Zeit,

als ich wieder da ankam, kam eine neue Broschüre heraus von Garnier, welcher sich nach London begeben, von wo aus sie an Schuler in Straßburg geschickt wurde. — Dem Hennenhofer hatte ich nun versprochen, daß ich wenigstens keine Veranlassung geben wollte, daß weitere Ausfälle gegen die badische Regierung und gegen ihn gemacht würden; so weit ich im Stande wäre, wollte ich auch verhindern, daß die Unterhandlungen zwischen mir und ihm nicht der Oeffentlichkeit übergeben würden. Es kam also die Broschüre bei Schuler kommissionsweise heraus, und aus den ersten zwei Nummern ersah ich sogleich, so wie aus einem Briefe von Garnier, daß die Kaspar Hauser'sche Geschichte wieder aufs Tapet gebracht werde, nur viel stärker aufgetragen und hauptsächlich auf diejenigen Angaben gestützt, die ich dem Garnier gemacht. Es konnte das Hennenhofer nicht verborgen bleiben, und um ihm zuvor zu kommen, schrieb ich ihm selbst: Es thäte mir sehr leid, daß die Sache wieder hervorgesucht worden wäre; meine Schuld wäre es nicht, sondern Garniers unbezwinglicher Haß. Hierauf erhielt ich einen Brief von Hennenhofer, welcher unter denjenigen, bei Hrn. Kummer abgegebenen, sich vorfinden muß, worin er mich ersuchte, ihm den ganzen Vorrath dieser Broschüre zu-

zuschicken. Da es mir nun um deren Verbreitung zu thun war, so schrieb ich ihm zurück, es könnte das nicht leicht geschehen; das Einzige, was ich ihm versprechen könnte, wäre, daß ich ihm die für Deutschland bestimmten Exemplare zukommen lassen wolle; unterdessen die andern nach der Schweiz geschickt werden, wo sie wenig Aufsehen machen und wenig schaden werden. Als er dann sah, daß ich mich auf seinen Wunsch nicht einlasse, war er damit zufrieden, wenn ich wenigstens die Versendung nach Deutschland hinterhalte. Das that ich nun, und nur diejenigen, welche für die Schweiz bestimmt waren, gingen ab. — In der ganzen Zeit, wo ich nun wieder in Straßburg war, wurde von der Polizei auf mich Jagd gemacht; nachdem ich auch öfters diesen Verfolgungen glücklich entgangen war, wurde ich auf ein Mal arretirt und nach Kehl geliefert. — Hier beim Kommandanten erklärte ich, man möchte den Hennenhofer davon in Kenntniß setzen, indem es sonst für die badische Regierung die nachtheiligsten Folgen haben müßte. Ich wurde von Kehl nach Kork gebracht und mir bedeutet, ich möchte dies beim dortigen Amte nochmals angeben. Da angekommen, erklärte ich sogleich dem Oberamtmann, ich wollte selbst an den Hennenhofer schreiben, was ich auch

am nämlichen Tage that: Ich sei in Straßburg abgefaßt worden, an Baden ausgeliefert, von den benannten Broschüren wären, meinem Versprechen gemäß, außer in die Schweiz, keine versandt worden. Nun hätte man zu erwarten, daß, wenn ich nicht sogleich wieder nach Straßburg zurückkehren könnte, ein Anderer die Spedition übernehmen würde, und gerade dann, weil es an den Tag kommen müßte, daß ich die Broschüren blos in die Schweiz versandt hätte, Deutschland gleichfalls mit solchen überschwemmt werde. Hauptsächlich würden seine Briefe, wodurch er dieses zu verhindern gesucht hätte, noch dazu aneifern; die Briefe lägen in Straßburg in sicherer Verwahrung, könnten nur von mir allein persönlich herausgefordert werden; bei längerer Zögerung müßten sie nothwendig an den Tag kommen. Hennenhofer schrieb nun vermuthlich gleich nach Karlsruhe; denn den andern Tag kam vom Ministerium der Befehl, man sollte mich, den von der französischen Regierung Ausgelieferten, unverzüglich wieder in Freiheit setzen und mich mit Papieren versehen, welche ich zu meiner Sicherheit verlange. Ich erhielt einen Ausweis, allein blos auf einen Tag gültig; mit dem ging ich wieder nach Straßburg, jedoch nicht über Kehl, sondern auf Seitenwegen zu-

rück. Als ich daselbst ankam, war es schon ziemlich bekannt, wie es mir ergangen, und man erwartete meine Rückkehr nicht wieder. Dem Schuler und Andern, die mich gefragt, sagte ich, ich wäre entkommen.

Um die Zeit traf es nun ein, daß Garnier von London aus schrieb, er könnte die dritte Nummer der Broschüre nicht mehr senden, indem sein Buchhändler Bankerott gemacht hätte, zudem auch die Stempel-, Druck- und Versendungskosten so groß wären, daß bei dem geringen Absatz die Auslagen unmöglich gedeckt werden könnten. Die in die Schweiz versandten Nummern hatten bereits gar keinen Abgang gefunden, und das Geld, welches ich für die an Hennenhofer gesandten Broschüren erhielt, war nicht hinreichend. Ich hatte zwar Schuler darauf aufmerksam gemacht, er sollte die Erlaubniß von Garnier einholen, um eine größere Auflage in Straßburg machen zu können; Schuler ging aber nicht darauf ein, indem er erklärte, daß hiebei nichts herauskomme. Die Fortsetzung unterblieb also von selbst; einzig machte ich Schuler noch darauf aufmerksam, daß man, um sich keine Blöße zu geben und nicht anzuzeigen, man hätte nicht die hinreichenden Mittel gehabt, über die ganze Sache stille sein müsse. In

Baden blieb dann die Furcht wegen Fortsetzung der Nummern immerwährend noch. Um für mich den besten Vortheil aus dieser Sache zu ziehen, schrieb ich an Hennenhofer, ich wollte nach Deutschland zurückkehren und hierdurch veranlassen, daß der Handel unterdrückt würde, Schuler würde gewiß darauf eingehen, indem, ohne meine Gegenwart, die Versendung von selbst aufhören müßte uud Schuler wohl einsehe, daß ich nicht länger mehr in Straßburg bleiben könnte, er zugleich auch überzeugt wäre, daß sich keiner meiner Bekannten, die sich noch in Straßburg befänden, zu diesem gefährlichen Geschäfte hergeben würde. Als Bedingung für dieses alles verlangte ich die schriftliche Erklärung, daß ich ungehindert in mein Vaterland zurückkehren könnte, und daß bei meiner Regierung ausgewirkt sein müsse, daß alle Untersuchung gegen mich niedergeschlagen werde. Zu allem diesem verpflichtete man sich. Ich kehrte nun in die Heimath zurück. Abends spät kam ich in Waldsee an. In aller Früh, ohne daß Jemand von meiner Ankunft wissen konnte, erschien der Oberamtmann und verhaftete mich im Namen des Königs. Ich, höchst erstaunt, zeige meine Papiere, die ich von Hennenhofer in Händen habe, was aber nichts half. Ich wurde verhört, und es wurde mir angezeigt, daß

bekannt wäre, ich hätte schon seit Jahren Flugschriften in mein Vaterland gesandt, an wen dieselben geschickt worden wären? Ich erklärte nun, das Alles gehe mich nichts mehr an; in wenigen Tagen werde der Befehl von Stuttgart selbst kommen, da ich nach meiner Verhaftung wohl sehe, daß noch nichts da sei, allen Prozeß gegen mich niederzuschlagen; ein Schreiben von Major v. Hennenhofer, welches damals an meinen Vater ankam, verbunden mit einer Kaution, veranlaßte, daß man mich auf freien Fuß stellte. Dessen ungeachtet wurde ich täglich verhört; ich berief mich aber immer auf die Zusage von der badischen Regierung. In Bezug auf den Broschürenhandel und unsere Verbindungen mit Deutschland, die man hauptsächlich kennen wollte und wofür man mir große Belohnungen versprach, schützte ich Unkenntniß vor. Endlich kam, am 5. Dezember, vom Kriminalgerichtssenat Eßlingen der Befehl, man solle mich unverzüglich nach Hohen-Asperg abführen. Ich wurde am nemlichen Abend in einer Chaise noch 5 Stunden weit gebracht. In Biberach angekommen, blieb ich die erste Nacht. In der Frühe erschien der Gensd'arme mit dem Schließer, um mich zum weitern Transporte vorzuführen. Es war noch etwas dunkel und ein starker Nebel, das Gefängniß

am Ende der Stadt; hierauf suchte ich zu entfliehen und es gelang glücklich. Nach mehreren Tagen kam ich dann in die Schweiz. In Schaffhausen angekommen, schrieb ich an Hennenhofer, und als ich nicht sogleich Antwort erhielt, in Zürich ebenfalls, wohin ich mich am andern Tage begeben hatte. Ich stellte ihm das niederträchtige Verfahren gegen mich vor und gab vor, ich glaube bereits, das Ganze wäre eine Falle gewesen, in die man mich gelockt hätte. Hierauf erhielt ich nun mehrere Briefe, welche sich bei Kummer vorgefunden haben werden.

Hennenhofer wünschte damals sehr, daß ich mich von meinen Bekannten weg nach Frankreich begeben sollte, hiezu hatte ich aber keine Lust. Um ihn auf eine andere Meinung zu bringen, gab ich vor, es wäre wohl möglich, daß die Broschüre wieder aufs Tapet gebracht werden könnte, ich würde die Sache auf keinen Fall mehr unterstützen; allein doch gerade; um es zu verhindern, sei es gut, wenn ich mich auf dem Platze selbst befinde, um zu bemerken, was etwa in dieser Beziehung unternommen werden könnte. — Es war ihm nun recht. Meine Korrespondenz setzte ich unter der Zeit immer fleißig fort. Hennenhofer, welcher vielleicht glaubte, durch mich wichtige Aufschlüsse zu erhalten, setzte denselben ebenfalls unermü-

det fort. Die Angaben, welche ich ihm nun machte, waren ganz im Interesse meiner deutschen Bekannten; ich führte ihn auf falsche Spuren; meine Bekannten hatten unterdessen, gleich nach meiner Ankunft in Zürich, mich zur Verantwortung über mein Benehmen in Straßburg gezogen; ich rechtfertigte mich hinreichend. Die Korrespondenz mit Hennenhofer wollte ich fortführen. Dieß konnte aber nur geschehen, wenn ich so geheimnißvoll als möglich gegen Jedermann hiebei zu Werke ging. Um jedoch bei einer spätern Entdeckung allen Verdacht abzuleiten, als ob ich etwas meinen Freunden Schädliches hiebei unternommen hätte, zog ich mich aus allen Verbindungen und politischen Vereinen zurück.

Vorgelesen und richtig befunden:

F. Sailer.

III

Deposition
des Hrn. Ernst Dieffenbach, Med. Dr. aus Gießen, 25 J. alt.
(Act. N° 206. 11. Dez. 1835.)

— Sahen Sie nie Briefe bei Sailer mit dem Postzeichen Kippenheim?

— Ja! Sailer war früher in einer Apotheke in Kippenheim; dann kam er in nähere Verhältnisse mit dem badischen Major von Hennenhofer auf Mahlberg; dieser soll den Sailer aufgefordert haben, uns auszuforschen, in Betreff einer Broschüre wegen Kaspar Hauser, die gegen den Major von Hennenhofer geschrieben war. — Sailer kam nun von Kippenheim zu uns nach Straßburg hinüber und theilte uns dieses mit. — Nun blieb er in Straßburg, und erhielt auch da noch verschiedene Briefe von Hennenhofer, der ihn wieder im Badischen haben wollte, oder vielmehr von dem Apotheker in Kippenheim, bei dem er gewesen und wo ihn Hennenhofer kennen gelernt; — Sailer erklärte aber, er wolle sich zn so etwas nicht gebrauchen lassen. — Nachdem er nun von Straßburg weggewiesen worden, so ging er nach Mannheim und Stuttgart, wo er arretirt worden. Auf Verwendung seines Vaters, der Landstand ist, wurde er wieder losgelassen, und ging dann nach Waldsee. Von da ging er wieder nach Straßburg, dann nach Bern; und als er von da wieder nach Hause gegangen, wurde er abermals arretirt, und sollte nach Hohen-Asperg transportirt werden, bei welchem Anlasse er sich fortmachte (angeblich die Flucht ergriff!), und wieder nach der Schweiz kam.

— Haben Sie nie einen Brief von dem benannten Hennenhofer bei ihm gesehen?

— Ja! allein er war sehr zurückhaltend mit seinen Briefen.

— Könnten Sie vielleicht die Handschrift desselben noch erkennen?

— Ja! ich glaube es.'

Es werden nun dem Deponenten einige Briefe mit dem Poststempel Kippenheim vorgewiesen, und er weiter befragt:

— Können Sie sich erklären, ob Hennenhofer diese Briefe geschrieben hat?

— Nein! nur das weiß ich, daß Hennenhofer die Briefe nie unterschrieben hat.

— Hat Hennenhofer dem Sailer etwas Specielles über die Hauser'sche Geschichte mitgetheilt?

— Nein! Sailer sagte nur, er sei mit Hennenhofer, welchen die Volkssage als Mitwisser in der Hauser'schen Geschichte bezeichnete, zufällig in der Apotheke in Kippenheim das erste Male auf diese Sache zu reden gekommen. — Auch glaube ich nicht, daß Sailer nur von Weitem in dieses Geheimniß eingeweiht war, sonst hätte er uns allerdings noch Verschiedenes mitgetheilt, um es in der Broschüre zu benutzen, welche von Garnier in Straßburg herauskam. —

— Sagte Sailer Ihnen nie, daß ihm Hennenhofer hieher Unterstützung gesandt?

— Nein! hingegen soll er in Straßburg solche empfangen haben; indem ihm derselbe seine Kasse zur Disposition gestellt, wenn er die letzte Broschüre, welche bei Buchhändler Schuler in Straßburg in Kommission war, unterdrücken könne, und das gelang dann Sailer wirklich, und so vermuthe ich, Schuler sei auch dafür bezahlt worden.

An die obstehenden Protokoll-Auszüge reihen wir die nachstehende, den kriminalgerichtlichen Akten gleichfalls entnommene

Privatkorrespondenz.

1

Brief an Ferdinand Sailer in Straßburg.

d. d. 31. Oktober 1834.

(Act. N° 182. N° 27.)

Meine Ahnung hat mich nicht getäuscht; hier ist ein Brief von Ihrem Herrn Vater. Lesen Sie ihn, und senden Sie mir solchen durch den Brüger retour. — Reisen Sie nun mit Gott, und erfüllen Sie die Wünsche Ihres Vaters, es sind auch die Meinigen.

Grüßen Sie ihn, und sagen Sie ihm, das Amt Waldsee habe früher wegen Ihnen geschrieben; er möge einstweilen nur bemerken, daß von den badischen Behörden befriedigende Auskunft kommen werde.

Schreiben Sie bald, und empfangen Sie nochmals meine besten Wünsche. *)

2

Brief an F. Sailer in Waldsee.

d. d. 8. November 1834.

(Act. N° 182. N° 28.)

Ihr Schreiben vom 4. erhalte ich fast im Momente meiner Abreise. Wahrhaft bedaure ich den Vorfall; doch versichere ich Sie, daß bestimmt von Karlsruhe aus an den Herrn Minister v. Schlaier in Stuttgart geschrieben wurde, um alles Weitere niederzuschlagen. Das Amt wird jetzt schon in Kenntniß gesetzt sein, und ohne Zweifel auch direkte Nachrichten erhalten haben.

Doppelt leid sollte es mir jedoch sein, wenn dieser Vorfall — eine traurige Folge der Vergangenheit —

*) Der untere Theil dieses Briefes ist abgerissen, wahrscheinlich, weil darauf Hennenhofer mit seinem ganzen Namen unterzeichnet hatte.

Ihr Gemüth so verdüstert hätte, daß Sie das Leben im Vaterhaus allzu lästig fänden. Die Zeit heilt Alles, und wird auch Ihnen Ruhe geben. — Tragen Sie das vorerst Unvermeidliche in Geduld, es wird mit jedem Tage besser werden. Gerne will ich helfen, daß Sie in eine ordentliche Condition kommen; aber vorerst geben Sie nur Jedermann die Beruhigung, daß Sie von allen Verbindungen wirklich los sind. Deßhalb ist es auch nicht gut, daß Sie, wenn gleich in der löblichsten Absicht, in Straßburg noch Erkundigungen einziehen wollen. Lassen Sie es lieber sein: denn wie leicht könnte ein Brief Sie kompromittiren. Bei der Verworfenheit Garnier's ist es nicht der Mühe werth, seiner Bosheit weitere Aufmerksamkeit zu schenken.

Folgen Sie meinem Rath, ich meine es gewiß redlich. Ersuchen Sie Ihren Herr Vater, daß er selbst an Hrn. Minister v. Schlaier schreibt, ob er nicht von Karlsruhe Briefe zu ihren Gunsten erhalten habe, und daß er ihn bittet, ein Paar erhebende Worte an die königl. Behörden in Waldsee zu richten, um Ihrer Achtung neue Stützen zu geben. So wird es gut gehen, und mit der Ruhe kömmt auch Ihre Zufriedenheit.

Nehmen Sie aus dem Vorfall eine Lehre, und

denken Sie an das elende Leben, zu dem Sie verdammt gewesen!

Bis zum 8. Dezember bin ich zurück, und hoffe dann Briefe von Ihnen anzutreffen.

Mit Achtung und Gruß.

H.

3

Auszug aus einem Briefe an F. Sailer in Zürich.

d. d. 3. Januar 1835.

(Act. N° 182. N° 1.)

Ein Paar Tage abermaliger Abwesenheit von Haus sind Schuld, daß Sie nicht früher weitere Nachrichten von mir erhielten. Doch war ich indessen in Ihrem Interesse nicht müßig. Ihre Briefe bis zum 29. habe ich gestern bei der Heimkehr vorgefunden; ebenso Nachrichten aus Karlsruhe in Bezug auf die Verwendung, welche zu Ihren Gunsten in Stuttgart eingetreten war. Diese Verwendung war nicht ohne Erfolg geblieben. Der König hatte bereits befohlen, darauf die verdiente Rücksicht zu nehmen, und so wie Ihre Untersuchung geschlossen, und Ihre Confrontation mit andern Inkulpaten auf dem Asperg vollzo-

gen worden wäre, hätte man sie positiv mit einer ganz leichten Arrest-Strafe entlassen, oder sofort pardonirt. Tief beklage ich, daß diese Wendung nun gestört ist, und ich nehme an, daß die Unterbehörden, und wahrscheinlich der Amtmann in Waldsee, von diesen Verhältnissen keine Kenntniß hatten, denn sonst müßten Sie mehr beruhigt worden sein. — Auch wegen einem Asyl hierlandes wäre es nichts gewesen, weil ein Jurisdictions-Vertrag mit Würtemberg besteht, wonach die Sprüche der Tribunale beider Länder gleichmäßig vollziehbar sind. — (Nachdem hierauf H. dem S. den Vorschlag gemacht, es möge sein Vater selbst nach Stuttgart reisen, und dort seine Begnadigung nachsuchen, wofür man nochmals auch von Karlsruhe aus sich verwenden werde, fährt er fort:) Wollen Sie dieses nicht, so gehen Sie in Gottes Namen nach Frankreich; es ist dieß jedenfalls besser, als in der Schweiz zu bleiben. Ich werde Ihnen hierzu nach Kräften behüflich sein. Doch thue ich nichts ohne Einvernahme mit Ihrem würdigen Vater; denn ich bin leider durch die würtembergischen Behörden, wie ich aus einem Schreiben ans Amt Ettenheim ersehe, in gehässiger Weise verdächtigt, als ob ich Sie zur Flucht verleitet hätte. Dieß fehlte noch!

4

Aus einem Schreibem an F. Sailer in Zürich, dat. 9. Januar 1835.

(Act. N° 182. N° 2.)

Ich kann Ihnen nicht bergen, daß ich vernehmen mußte, es seien Anzeigen aus der Schweiz gekommen, die nicht sowohl über Sie, als insbesondere über mich ungünstig lauteten, als hätte ich Sie zu Allem ermuntert. — Man schreibt Ihnen Aeußerungen zu, die mich geradezu verdächtigen. Ich lege keinen Werth darauf, und citire es Ihnen nur, damit Sie erkennen, wie nothwendig es ist, daß Sie allen Verbindungen mit den Revolutionärs entsagen, und sich zur Ruhe wenden. — Sie sagen mir in Ihrem Briefe nicht, ob Sie nach Frankreich wollen. Auf der andern Seite schrieb mir Ihr Vater, daß Sie Hoffnung hätten, in einer Apotheke unterzukommen. Letzteres wäre das Beste, selbst wenn Sie nur das geringste Salaire erhielten; denn gerne würde ich Ihnen ein monatliches Taschengeld überweisen. Aber lassen Sie den Besuch der Vereine und Gesellschaften unterwegs; es ist ja gegen Ihre Gesinnungen.

Dieß für heute nur in Eile. Am Montag schreibe ich Ihnen das Weitere, und werde eine kleine Anwei-

sung beilegen. — Einstweilen habe ich an einen Arzt in der Gegend von Besançon geschrieben, ob er Sie nicht in einer Apotheke unterbringen kann. Ich hoffe, es geht. Sagen Sie einstweilen, daß Sie Hoffnung haben, in eine Offizin zu kommen, und daß Sie, um Ihren Vater nicht ins Mißgeschick zu bringen, sich ruhig halten, oder gar aus der Schweiz fort müßten. — Besorgen Sie nicht, als ob Sie kompromittirt, und der Rache Ihrer Feinde ausgesetzt werden. *) — Leider muß ich glauben, daß Sie weder

*) Endlich kommt der Herr Major zur Sache, und sagt, wozu Sailer nach der Schweiz gekommen oder wohl pflichtschuldigst geflohen sei, und wie er sich zu benehmen habe, um die Leute über den eigentlichen Zweck seines Aufenthaltes zu täuschen. In dem gleichen Sinne, wie hier von Hennenhofer, wird Sailer unter dem 27 Januar 1835 auch von einem Freunde aus Ermatingen instruirt, welcher ihm in einer Apotheke zu Winterthur eine Stelle verschafft hatte. „Fragt „Sie Ihr künftiger Prinzipal", schreibt dieser Herr aus Ermatingen, „warum sie ohne Condition in Zürich „verweilen, so sagen Sie, daß Familienverhältnisse (also nicht die gefährliche Untersuchung) Ihre Ent„fernung von Hause erforderten ꝛc. ꝛc., und daß ich, „Ihr Freund (resp. Herr. v. Hennenhofer und die „badische Regierung dieselben kenne. Doch ich mache „Ihnen Vorschriften, die Ihnen vielleicht drückend „werden, die Sie zu beachten nicht für gut finden! „Sollten Sie dieselben nicht gerne eingehen," so ent„lasse ich Sie deren; nur vergessen Sie nie, daß ich

mit gleicher Sorgfalt, noch mit gleicher Vorsicht sich aussprechen! Ihre unglückliche Lage entschuldigt zwar Alles, doch vergessen Sie nie, daß ich es redlich mit Ihnen meine, und unsäglichen Verdruß bereits erduldete. — Bis Montag das Weitere sammt einer Anweisung.

5

Auszug aus einem Briefe an F. Sailer in Zürich. d. d. 23. Januar 1835.

(Act. N° 182. N° 3.)

— Können Sie mir Nachrichten geben, so thun Sie es so detaillirt als möglich. — Ich mache keinen andern Gebrauch davon, als nur um Ihnen zu nützen. Doch sollen Sie sich deßhalb nicht exponiren, noch in den Versammlungen zeigen. — Das Treiben dort ist mir gleichgültig, aber die etwaigen Verbindungen hierlands, welche die öffentliche Ruhe bedrohen, können es nicht sein. In dieser Richtung möchte ich von Ihnen hören, was Sie aufrichtig

---

„es gut und redlich mit Ihnen meine und Ihr Schick„sal mir nahe liegt. Bedürfen Sie Geld, so &c." — Wahrlich, die Herren spielen ihre Rollen erbärmlich fein!

sagen können. Und ebenso wegen den Verbindungen mit Lyon und Paris. *)

---

5 b.

Brief an F. Sailer in Winterthur.
d. d. 21. Februar 1838.

(Act. N° 182. N° 5.

Auch ich kann es nur auf's Wehmüthigste bedauern, daß Sie durch Spedirung von Druckschriften sich auf's Neue verdächtigen. Schon die Rücksichten auf Ihren Herrn Vater hätten Ihnen eine Vorsicht anempfehlen sollen, die ohnehin durch die Klugheit geboten war. — Erfüllen Sie sich doch von dem Gedanken, daß auf den bisherigen Wegen Ihnen kein Heil blüht, und daß man Dasjenige, was man für das Bessere erkennt, treu festhalten muß. Schreiben Sie Ihrem Herrn Vater, um ihn zu beruhigen; ich werde ihm auch in einiger Zeit schreiben. — Sie wissen, welche Verdächtigungen auf mich kamen; dieserwegen wäre es so gut gewesen, wenn Ihr Beneh-

*) Die in jedem Briefe den faulen Kern umhüllenden, menschenfreundlichen Floskeln sind, um Raum zu ersparen, hinweggelassen worden.

men jede Klatscherei niedergeschlagen hätte. — Auch fällt es mir fast auf, daß Sie mir die weitern Nummern nicht sandten, und solche doch an Andere spedirten. *Ist vielleicht etwas darin erwähnt, was hieher Bezug hat?* —

Ich meinte es redlich mit Ihnen und Ihrer Aussöhnung, und wollte Ihnen gerne alle Mittel zu einer bessern Zukunft schaffen. Ich konnte nichts thun, als was ich ex propriis vermochte, weil ich stets fühlte, daß Ihr Zutrauen sich nicht ganz erschloß. Ein offenes Vertrauen hätte mich in den Stand gesetzt, für Sie ganz anders wirken zu können! —

Ich werde Sie am wenigsten stecken lassen, wenn Sie auf guten Wegen beharren. Bleiben Sie ruhig und fleißig. Schreiben Sie mir bald. Ohne Sie aufzufordern oder zu veranlassen, mit den alten Freunden zu verkehren, theilen Sie mir nur mit, was Ihnen zufällig bekannt wird, oder wenn tolle Pläne zum Vollzug kommen. *Auch schreiben Sie mir über den Inhalt der Broschüren.* *)

---

*) Wie unschuldig und doch so schlau!!!

6

Auszug aus einem Briefe an F. Sailer in Winterthur. d. d. 24. April 1835.

(Act. N° 182. N° 8.)

— Von den Untersuchungen in Karlsruhe ist mir nichts bekannt. Ich weiß nur, daß Hr. Mathy, der, wie Sie sagen, jetzt in Bern ist, als eine Haupttriebfeder der Verbindungen in unserm Lande gilt. Ich kenne ihn übrigens gar nicht, und beklage nur, daß die tollen Unternehmungen nicht aufhören. — Da er Sie, wie Sie schreiben, im Verdacht hat, als ob Sie ihn verrathen hätten, was ja ganz unmöglich ist, da Sie meines Wissens seinen Namen nicht nannten, so muß es doch scheinen, als ob Ihnen seine Angelegenheiten bekannt seien. Wäre dieß, und Sie könnten hierüber Näheres mittheilen, so sollte dieser Dienst Ihnen wohl vergolten werden und Sie doch nicht in Verlegenheit kommen u. s. w.

7

Auszug aus einem Briefe an F. Sailer in Winterthur.

(Act N° 182. N° 10.)

Den 11. März (oder Mai).

Nur irgend eine besondere Bosheit aus dem Kreis

Ihrer Bekannten könnte Ihnen Verdruß wegen der Zeitungssache zuziehen, die mir sehr fatal und räthselhaft ist. Alle Ihre Briefe stehen Ihnen im Original zu Diensten, zum Beweis, daß keiner aus meiner Hand kam. — Gerade daß im Artikel Ihr Name nicht genannt ist, muß für Sie sprechen; — denn hätten Sie Theil daran, so wäre gewiß Ihr Name mit aufgezählt, um den Verdacht abzuwenden *). Ich gebe Ihnen mein Wort, daß von mir keine Sylbe in eine Zeitung geht. — Es sind so viele Quellen in der Schweiz, aus welchen Notizen fließen, daß es keines Scharfsinnes bedarf, um Mancherlei zusammenstellen zu können **). — Ich schrieb einem Freunde Einiges, und da der Brief ins Ausland ging, so kann er auf der Post irgend wo erbrochen worden sein ***). Aber Ihr Name ward nie ge-

*) Diese Aeußerung verräth offen die Taktik, welcher sich die Regierungen bedienen, um ihre Spione zu verbergen.

**) Ein Beweis, wie umfassend das Spionensystem organisirt sein muß, so daß es wohl begreiflich wäre, wenn die Flüchtlinge in jedem sich ihnen Nahenden, bis zum Beweise des Gegentheils, einen Spion erblickten.

***) Ist dieses nicht eine diplomatische oder hofmännische Wendung, und hatte selbst Hennenhofer zu befürchten, es möchten seine in das Ausland gehenden Briefe erbrochen werden, so würde daraus erhellen, daß es in

nannt u. s. w. — — — — — — Seitdem Frankreich auch auf Beruhigung dringt, ist ein anderer Sinn in den Schweizer Regierungen, und diese trachten jetzt sehr, die Flüchtlinge los zu werden, auf welche nun Alles geschoben werden soll *). Möglich, daß man hie und da selbst die Namenlisten mittheilte, um die Schweiz rein zu waschen **). — — — — Was die Zeitungen aus Bern melden, beweiss't auch, daß man gegen die Deutschen mehr und mehr zu Felde zieht. Dorther können auch solche Artikel kommen. ***)

8

Auszug aus einem Briefe an F. Sailer in Ellikon. d. d. 12. Juli 1835.

(Act. N° 182. N° 15.)

Mit wahrer Freude las ich Ihr Schreiben vom 9.,

Deutschland eine höhere und niedere Polizei, eine Polizei über der Polizei gibt, von welchen die obere die untere sorgsam bewacht, weil selbst die Knechte der Polizei sich gegenseitig mißtrauen.

*) Hr. Major von Hennenhofer urtheilt und handelt gerechter gegen die Flüchtlinge, als die Schweiz, die s. g. einzige Republik in Europa, es gethan hat.

**) Ist die hier ausgesprochene Möglichkeit eine Wirklichkeit, dann ist es eine schmähliche, über welche jeder schweizerische Republikaner tief erröthen wird.

***) Sehr schmeichelhaft für die Berner Spiegelberge!

dessen Beilage hier wieder zurück folgt. Der Himmel erhalte Sie standhaft auf dieser Bahn, welche gewiß noch zum Glück führt! — — — — Zählen Sie darauf, daß ich unter solchen Verhältnissen gewiß Ihnen die reelle Theilnahme bewahre, die ich Ihnen zugesagt. — Ich grüße Sie aufrichtig

H.

9

Auszüge aus einem Briefe an F. Sailer in Ellikon. d. d. 3. September 1835.

(Act. N° 182. N° 19.)

Ihr Schreiben vom 30. habe ich mit den Anlagen erhalten. — Letztere werde ich Ihnen im nächsten Paquet zurücksenden. — Meine Gesinnungen für Sie sind nicht verändert. Was ich Ihnen in der Hütte sagte, galt den damaligen Verhältnissen, nemlich insoferne Sie Mittheilungen machen wollten*). — Nachdem

*) Hier deutet Hennenhofer ziemlich deutlich auf die Zusammenkunft hin, welche er mit Sailer, nach der Angabe Bohrers, an einem einsamen Orte in der Nähe von Straßburg wegen der Kaspar Hauserschen Broschüren hatte.

Sie jedoch wegen Letzterem theils Anstand nahmen, theils Bedenklichkeiten hatten, theils nur kurze Notizen gaben, und ich alle Namen, die auf's hiesige Land Bezug hatten, ohnehin verschwieg, so konnte ich zu Ihrer Unterstützung Niemand weiters in Anspruch nehmen als nur meinen Privatbeutel u. s. w. — — Was nun Ihre frühern Mittheilungen betrifft, so habe ich die bedeutsamsten Ihrer Briefe alle noch, um sie Ihnen dereinst im Original zurückzugeben. Sie wissen zudem, daß Niemand, wer es auch sei, in Folge dieser Briefe eine unangenehme Stunde hatte! —

Vor einem halben Jahre schon bemerkte ich Ihnen, daß, wenn Sie eine bedeutende Mittheilung machen wollten, ich solche in Ihrem Interesse verwerthen will, daß Sie aber vor der Mittheilung den bestimmten Lohn fordern sollten. — Ich befasse mich nicht mit den trüben Geschichten des Tags, kenne übrigens Geschäftsmänner, denen eine Kenntnißnahme nothwendig ist, und diese mögen es nach Werth vergelten. Ich wiederhole Ihnen dieß nur, daß, wenn Sie einmal eine umfassende Arbeit, sei es nur zur Charakteristik der Vergangenheit, liefern wollten, ich Ihnen dafür wohl eine ordentliche runde Summe verschaffen könnte, die Sie vorweg selbst be-

stimmen müßten, ehe Sie eine Zeile schrieben u. s. w.

In Ihrem Interesse rathe ich, keine Briefe aufzuheben, oder sie wenigstens bei einem unbefangenen Mann in Verwahr zu geben. —

10
Auszug aus einem Briefe an F. Sailer, d. d. 1. Oktober und ohne Adresse.

(Act. N° 182. N° 25.)

Ich habe Schritte gethan, um Ihnen Weiteres zu erwirken, aber bis jetzt noch ohne Erfolg. In Karlsruhe stoße ich auf Schwierigkeiten, weil man fortwährend zweifelt und mich selbst warnt. Ward doch nach Ihrer Heimath geschrieben, ich stecke mit Ihnen und den Flüchtlingen zusammen!! — In Liestal sollen die Flüchtlinge wieder allerlei meditiren. Wissen Sie etwas davon, so sagen Sie es mir. Kennen Sie einen Apotheker Namens Blaha und was ist dieß für ein Mann? Ich stelle Ihnen diese Frage nur, weil ich vermuthe, daß dieser Blaha sich besonders Mühe gibt, solche Dummheiten *) zu ver-

*) Diese Dummheiten bestanden darin, daß verbreitet wurde, Hennenhofer sei in das Geheimniß der Kaspar

breiten, wie Sie bezeichnet hatten, und daß er hierzu von Jemand aufgefordert wurde, den ich erathen möchte.

Uebrigens bleibe diese Anfrage unter uns. — Bestätigen Sie mir bald den Empfang.

11

Auszug aus einem Briefe an F. Sailer in Zürich. d. d. 25. Oktober 1835.

(Act. 182. N° 26.)

Der würtembergische Landtag kommt nächsten Monat zusammen, und dann kann Ihr Vater um so leichter auf eine befriedigende Ausgleichung hin wirken; ohnehin sind die meisten Staaten zu einer Amnestie geneigt.

Hauserschen Geschichte eingeweiht. Allein, wenn in der That derlei Gerüchte nur ungereimte Dummheiten sind, warum erschrickt der Hr. Major so gewaltig vor jedem Dummkopfe, der an den Gerüchten den entferntesten Antheil nimmt? Qui s'excuse s'accuse! Durch seine angstvollen Bemühungen, die berührten Dummheiten, wo sie nur immer auftauchten, sofort durch jedes Mittel von sich aus im Keime zu ersticken und ihre weitere Verbreitung zu verhindern, verräth Hennenhofer sein — Schuldig!

Von Karlsruhe habe ich noch keine Resultate. Ich kann Ihnen nicht bergen, daß man dort mehr als Vorurtheile hegt, und die Ungleichheiten in Ihrem Benehmen mit anderweitigen, mir unbekannten Notizen in Verbindung bringt, woraus kein vortheilhafter Schluß hervorgeht. Längst hat man mich gewarnt. Dennoch setze ich meine Bemühung fort, und mein nächster Brief soll Ihnen sagen, ob ich etwas erwirke.

Da ich nicht direkte, sondern nur durch einen Bekannten jeweils Ihre Angelegenheit führte, und von Ihren Briefen seit langer Zeit gar keinen Gebrauch mache, so bin ich selbst nicht recht im Klaren. Jedenfalls sende ich diesen Monat noch Ihnen eine Unterstützung, und finde ich Gelegenheit, auch einige Beiträge zur Garderobe.

Was mich und meine Person betrifft, so ersuche ich Sie, dessen nie mehr zu erwähnen. Mich eckelt ein Getrieb, das nur von Bosheit zeugt. Ich war seit länger als einem Jahre keinen Fußtritt in der Schweiz, und mag also auch nicht wissen, was die Lüge ausbreitet.

Dagegen bleiben mir andere Notizen willkommen, und ich ersuche Sie darum, wenn Sie mir sie ehrlich geben wollen. Ich berge Ihnen nicht, daß, wenn

Sie es gestatten, ich davon einen Gebrauch machen kann, der Ihnen gut vergolten werden soll. Dabei verbürge ich, daß Sie nicht kompromittirt werden. Alle Ihre Briefe sind in meinen Händen, und mit Freuden gebe ich Sie Ihnen einst zurück; dann sollen Sie auch lesen, was ich zu Ihren Gunsten schrieb, und was man mir antwortete. Namentlich wäre es mir lieb zu wissen, wo sich jetzt von den Flüchtlingen Peters, Steinmetz, Lüning, Lessing, Kombst und Bouterwek aufhalten. Schreiben Sie mir hierüber bald möglichst; aber nur, wenn Sie es gerne thun. — Es ist keine Bedingniß für meine Unterstützung. Letztere gebe ich Ihnen gerne, so weit meine beschränkten Mittel es zulassen. Aber ich möchte Ihnen ein Stück Geld verschaffen, damit Sie ins Reine kommen und wirklich studiren können. — Wiederholt ersuche ich Sie, die Briefe sicher zu verwahren. — Wie ich Antwort von Ihrem Vater habe, sende ich sie Ihnen.

12

Auszug aus einem Briefe an F. Sailer in Zürich. d. d. 30. Oktober oder eher September 1835.

— Mit nächstem Postwagen sende ich Ihnen 3 Louisd'or, damit Sie sich kleiden und um eine Anstellung umsehen können. Auf der Adresse steht nur 11 fl. als Valor angegeben. Bei den 4 Kronen liegt jedoch ein Doppel-Louisd'or in Gold. Ich werde auch noch ein Zettelchen mit näherer Antwort auf Ihren Brief beilegen. — Ueber die Ansichten, welche mich betreffen, möchte ich lachen, erkennte ich nicht darin Wirkungen übergroßer Bosheit, die mich übrigens gleichgültig läßt. — Es war eine Zeit, wo ich Herrn Mathy's Mutter (ihn selbst kenne ich gar nicht) zu einer Pension eifrig zu verhelfen suchte; dafür verfolgt mich der Sohn! — Lächerlich ist die Angabe, als wollte ich in Dienst zurücktreten, oder hätte heimlichen Einfluß. Noch lächerlicher, ich hätte dieses Jahr heimlich die Schweiz bereiset. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich dieses Jahr noch nicht einen Fuß in die Schweiz gesetzt habe rc. —

13
Auszug aus einem Briefe an F. Sailer in Zürich. d. d. 5. Dezember 1835 *).
(Act. 182. N° 30.)

Wenn man in Karlsruhe Mißtrauen hat, und es auch mich empfinden läßt, so hat man im Grunde recht, und Ihre Tonart bestimmt am Ende auch mich, anders von Ihnen zu denken ꝛc.

*) Während des Untersuchungsverhaftes des Sailer ist dieser Brief noch angekommen.

* * *

Hiermit hätten wir nun dem Leser diejenigen Aktenstücke zur Einsicht mitgetheilt, welche bei der Lessingschen Prozedur vor dem Kriminalgericht in Zürich verhandelt wurden und ein merkwürdiges Kommentar zu unserer Geschichte liefern. Nur wahrhaft zu bedauern ist, daß bei der Oberflächlichkeit, mit der diese Untersuchung im Allgemeinen geführt wurde, ein großer, wichtiger Theil der obstehenden Privatkorrespondenz wenn nicht gänzlich verloren — so doch wenigstens für die damalige Berücksichtigung leider! unentdeckt blieb. Indessen gewährt schon die

vorhandene die Ueberzeugung: daß Hennenhofer unter dem Deckmantel des uneigennützigsten Mitleids und des edelsten Menschengefühls junge Männer zu Spionen gewann, und hinter schön klingenden Phrasen und einem ziemlich werthlosen politischen Nebenzwecke der Entdeckung seiner Verbrechen vorzubeugen suchte.

